

# Politik und Mission, in den Kolonien

Max Christlieb

## Vorträge.

Prof. D. Pfeleiderer, Die apologetische Aufgabe der Missionspredigt.

Prof. D. Holtmann, Christliche Geschichtsbetrachtung im Lichte der Mission.

Prof. D. Harnack, Grundsätze der evang.-prot. Mission.

Prediger D. Arndt, Katholische und protestantische Mission.

Prof. D. Bornemann, Die Bibel und die Mission.

Hauptpastor D. Grimm, Antike, buddhistische und christliche Moral.

Admiralitätsrat Dr. Schramm, Die deutsche Mission in Kiautschou.

Preis pro Exemplar 0.15 M.

---

**Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft.** Organ des Allgemeinen evang.-protestantischen Missionsvereins. Herausgegeben von Prediger D. Aug. Rind in Berlin. Jährlich erscheinen 12 Hefte im Umfang von je 2 Bogen gr. 8°. Preis jährlich 5 M.

**Das Missionsblatt.** Im Auftrag des Allgem. ev.-prot. Missionsvereins herausgegeben von D. Aug. Rind. Preis halbjährlich: bei Bezug von 1 Expl. 30 Pfg., bei Bezug von mindestens 5 Expl. das Stück 10 Pfg. portofrei.

**Munzinger, Carl.** Die Japaner. Wanderungen durch das geistige, soziale und religiöse Leben des japanischen Volkes. Preis brosch. M. 5.—, gebd. M. 6.—.

**Schmiedel, Otto.** In der Fremde daheim. Lebensbild aus der deutschen Kolonie in Tokyo. 147 Seiten. Preis brosch. M. 1.65, eleg. geb. M. 2.50.

**Wendt, Hr., Ad. Sogoro.** Ein Lebensbild aus Alt-Japan. Mit 4 Vollbildern nach japanischer Tuschezeichnung. Kl. Oktav, eleg. Ausstattung mit Goldschnitt 160 S., Preis M. 1.50. (Ein Teil des Reinertrags soll der Kasse des Allg. ev.-prot. Missionsvereins zufließen.)

**Rind, Pred. D. Aug.** Jesus der Messias. 24 Seiten. Preis 30 Pfg. portofrei.

— **Jesus Christus, „Gottes eingeborener Sohn“.** Eine Betrachtung. 31 Seiten. Preis 30 Pfg. portofrei.

— **Gott und sein Wesen.** Schlichte Gedanken. 48 Seiten. Preis 60 Pfg. portofrei.

— **Züge aus Jesu Wesen und Leben.** 70 Seiten. Preis 60 Pfg. portofrei.

— **Mancherlei.** Wandereien. 89 Seiten. Preis 1 M. portofrei.

(Der Reinertrag ist für den Allg. evang.-prot. Missionsverein bestimmt.)

---

Zu beziehen vom Evangelischen Verlag in Heidelberg.

Zweite Flugchriften-Reihe

des Allgemeinen evang.-protestant. Missionsvereins.

Heft V.

**Politik und Mission** • •  
• • **in den Kolonien.**

Von

**Dr. Max Christlieb,**  
Pfarrer in Freistett (Baden).



Druck :

**Evangelischer Verlag in Heidelberg.**

Gesellschaft mit beschr. Haftung.

1904.

# Inhalt.



	Seite
<b><u>I. Allgemeines Verhältnis von Politik und Mission in den Kolonien.</u></b>	
Typische Verwandtschaft . . . . .	3
Innere Gegensätzlichkeit . . . . .	5
Unmöglichkeit der Trennung . . . . .	6
Die Politik im Dienst der Mission . . . . .	7
Die Mission im Dienst der Politik . . . . .	9
Mission und Kultur . . . . .	13
Völkerverchristianisierung und Einzelbekehrung . . . . .	18
<b><u>II. Gemeinsame Kulturaufgaben.</u></b>	
Die Eingeborenenpolitik . . . . .	21
Der Kampf gegen die Unsitte . . . . .	29
<b><u>III. Die Sonderstellung des Missionars</u></b> . . . . .	<b>32</b>



JAN 3 1908

St. 07

JR47

+C46

Wenn im folgenden die Beziehungen von Politik und Mission in den Kolonien erörtert werden sollen, so möchte ich zur größeren Uebersichtlichkeit den weitschichtigen Stoff in folgender Anordnung behandeln: Ein erster Abschnitt soll das allgemeine Verhältnis beider darlegen, sowohl nach ihrer inneren typischen Verwandtschaft als nach der eben daraus entspringenden Gegensätzlichkeit, dann die Art und Weise schildern, wie die eine die andere teils mit Recht, teils mit Unrecht benützt, dann die Beziehungen zwischen Mission und Kultur erörtern und schließlich noch die Frage streifen, ob die Mission sich die Bekehrung von einzelnen oder die Christianisierung ganzer Völker zum Ziel zu setzen hat. In einem zweiten Abschnitt sollen die zwei wichtigsten gemeinsamen Kulturaufgaben behandelt werden, die in allen Kolonien vorliegen, und von denen jede einen Teil der Bevölkerung der Kolonie zum Gegenstand hat: die kulturelle Hebung der unterworfenen Eingeborenen und der Kampf gegen die Unsittlichkeit der herrschenden Weißen. Als Schluß aus allem Vorhergehenden soll dann die eigentümliche Sonderstellung des Missionars in den Kolonien deutlich gemacht werden.

## **I. Das allgemeine Verhältnis von Kolonialpolitik und Mission.**

### **Typische Verwandtschaft.**

Der enge Zusammenhang von Kolonialpolitik und Mission beruht natürlich zunächst einfach darauf, daß beide auf demselben räumlichen Gebiet und an denselben Menschen arbeiten. Allein das ist nichts, was nur den Kolonien eigentümlich wäre; derselbe Zusammenhang besteht im Mutterland, und es brauchten sich deshalb in den Kolonien noch keine anderen Beziehungen zwischen Politik und Religion zu ergeben, als zu Hause. Das freundschaftliche wie das gegensätzliche Verhältnis könnte deshalb doch an beiden Orten ganz das gleiche sein.

Aber die beiden menschlichen Tätigkeiten, die sich auf Politik und auf Religion oder Kirche beziehen, nehmen als Kolonialpolitik und als Mission eine Form an, die sich in eigentümlicher Weise von ihrer sonstigen Gestaltung unterscheidet, und die Abweichung verläuft bei beiden in derselben Richtung. Während sie sonst, unter den gewöhnlichen Verhältnissen der Heimat, wesentlich auf das Bewahren und Erhalten des Bestehenden gerichtet sind, während die Politik im Mutterland in den meisten Fällen nur ein schon bestehendes Reich lebenskräftig und die staatliche Ordnung in ihm aufrecht erhalten will, während die Kirche in der Heimat im wesentlichen nur auf das Bewahren der schon vorhandenen Religiosität hinarbeitet, ist das Ziel, das beide als Kolonialpolitik und als Mission er-

streben, ein anderes: es soll etwas Neues gegründet, mindestens das Alte über seine bisherigen Grenzen ausgebreitet werden. Die Kolonialpolitik fügt einem schon bestehenden Reich neue Gebiete hinzu und sucht dort dieselbe staatliche Ordnung aufzurichten, die Mission sucht neue Völker für die alte Religion zu gewinnen: beide Tätigkeiten werden aus erhaltenden und bewahrenden zu neugründenden und ausbreitenden. Und beide haben deshalb die Eigenschaft gemeinsam, daß sie auf Neuland, auf jungfräulichem Boden arbeiten. Daraus ergeben sich für beide dieselben Vorteile und dieselben Gefahren. Beide sind in vielen Fällen im Stande, neue Einrichtungen aus dem Vollen zu schaffen, die sich zu Hause nur unvollkommen oder jedenfalls nur stückweise verwirklichen lassen, da die Macht der bestehenden Verhältnisse jede Aenderung des Alten nur als Kompromiß mit dem Vorhandenen ins Leben treten läßt. So kann die Kolonialpolitik, wie das z. B. in Kiautschou geschehen ist, die kühnsten Ideale der Bodenreformer vollständig verwirklichen, während in den Ländern mit alter Kultur die tausendfache Verfühlung der Interessen dies vorläufig noch fast hoffnungslos zu verhindern scheint. So kann die Mission das ursprüngliche Ideal der christlichen Kirche verwirklichen, daß man nur durch freie, bewußte Entscheidung die Zugehörigkeit zu ihr gewinnt und sie durch Unwürdigkeit oder Untätigkeit wieder verliert, was wenigstens in den Verhältnissen unserer heimischen Staatskirche vorläufig ebenfalls unmöglich bleibt.

Beide, Politik wie Mission, können bei dieser Gründung neuer idealer Einrichtungen über das Ziel hinauschießen und phantastische Experimente machen: man könnte in der Politik etwa versuchen, kommunistische oder soziale Utopien in irgend einem Neuland zu verwirklichen, wie das der Plan Hertka's war; man könnte in der Mission glauben, daß sich auf ihrem Gebiet das Ideal des allgemeinen Priestertums ohne irgend welche kirchliche Ordnungen herstellen ließe. Beide können aber auch in den entgegengesetzten Fehler verfallen und versuchen, die heimischen Einrichtungen ganz ohne alle zeit- und ortsgemäßen Abänderungen auf den neuen Boden überzupflanzen. Besonders für diese Fehler gibt es in der Geschichte der Kolonisation wie der Mission Beispiele genug. Für uns Deutsche aber liegt die Sache so, daß wir in der Mission schon eine ältere Erfahrung hinter uns haben als in der Kolonisation und deshalb dort weniger Fehler begangen werden, wobei freilich auch der Unterschied sehr ins Gewicht fällt, daß die Kolonisation bei uns immer von amtlichen Organen ausgeht, die neuen Methoden an sich schon schwerer zugänglich sind, während die Mission ausnahmslos Sache freier Vereine ist, die ihren Vertretern mehr oder weniger freie Hand lassen. Wenn bei uns die amtliche offizielle Kirche Leiterin der Mission wäre, so würde ihre Arbeit sicherlich dieselben im wesentlichen konservativen, bürokratischen Züge tragen, an denen unsere Kolonisation so stark krankt. Bei den Engländern gleicht sich beides viel mehr an. Es sind zwar dort meist die Kirchen selbst, die als solche missionieren, aber diese Kirchen sind mit Ausnahme der einzigen Hochkirche das gerade Gegenteil von bürokratischen Staatskirchen, und der Bürokratismus, die offizielle Schablone, liegt überhaupt viel weniger im angelsächsischen als im deutschen Charakter, so daß er sich auch in der Kolonisation viel weniger bemerklich macht, obwohl er, besonders in den Kronkolonien, nicht ganz fehlt.

### Innere Gegensätzlichkeit.

Die engen Beziehungen zwischen Kolonialpolitik und Mission sind also in der Sache selbst begründet. Sie sind aber, und das ist die Rehrseite, so eng, daß nicht bloß häufig von ihnen das Wort gilt: hart im Raume stoßen sich die Sachen; sondern die Ideen beider sind in innersten einander schroff entgegengesetzt. Und auch das kommt davon her, daß beide, Kolonialpolitik und Mission, gewissermaßen die Urtypen, die Grundformen der zwei großen Betätigungen des menschlichen Geistes darstellen, die in Politik und Religion beschlossen sind. Die Kolonialpolitik zeigt das Wesen der Politik viel schärfer und schneidender, als es gewöhnlich zu Tage tritt: hier ist die Politik nackte Eroberung und Unterjochung fast ganz ohne die Bemäntelungen, mit denen sie im Verkehr zivilisierter, gleichstehender Staaten unter einander allmählich ihre wahre Natur bedeckt hat. Man hat es nicht mit ebenbürtigen Gegnern, sondern mit untergeordneten Rassen zu tun, denen gegenüber der oberste Grundsatz aller heutigen auswärtigen Politik, das Nichtinterventionsprinzip, keine Gültigkeit hat: in ihre Verhältnisse greifen wir mit souveräner Willkür ein, sie haben kein eigenes, unantastbares Recht oder Gebiet, ihr Land ist, obwohl es doch sozusagen ihnen gehört, offiziell herrenlos: „no man's country british country“, herrenloses Land ist britisches Land, jagten die Engländer früher ganz naiv, und heute heißt das nur zeitgemäß abgewandelt: Alles Land, das nicht den Europäern gehört, ist herrenlos, und die Europäer haben ein Recht, es in Besitz zu nehmen, — nur daß die Nordamerikaner sich immer mehr einmischen und bei der Verteilung auch dabei sein wollen. Ueber die Rechte der angestammten Herren jenes Bodens aber gehen alle abendländischen Mächte gleichmütig und ohne Gewissensbedenken zur Tagesordnung über.

Dies ist der ursprüngliche Charakter aller auswärtigen Politik: an den Grenzen des eigenen Gebietes begann das Feindesland, in dem — mit gewissen Einschränkungen — alles erlaubt war. Das soll hier zunächst ohne jede Kritik einfach konstatiert werden. So ist die Kolonialpolitik, so muß sie sein nach der Anschauung fast aller derer, die daran beteiligt sind, so ist sie ausnahmslos.

Daß nun einer solchen Politik die Mission nicht einfach begleitend und zustimmend zur Seite gehen kann, liegt auf der Hand, um so mehr als sie noch in ganz anderer Weise als die mit unseren sozialen Gegenfäden vielfach verwachsene Kirche des Mutterlandes mit dem Gedanken der Gleichheit aller Menschen vor Gott Ernst macht und ihn gerade auf diejenigen anwendet, deren Ungleichartigkeit mit uns die Grundlage aller Kolonialpolitik bildet. Dieser Grundgedanke des Christentums, der in der Mission so scharf hervortritt, braucht noch gar nicht übertrieben, noch gar nicht bis zu dem Verlängen völliger Gleichstellung etwa des Negeres mit dem Weißen gesteigert zu werden: er ist schon als Idee so sehr das Gegenteil des die ganze Kolonialpolitik beherrschenden Gedankens von der rechtmäßigen Oberherrschaft der höheren weißen über die minderwertigen farbigen Rassen, daß man kaum begreift, wie beide in einem und demselben räumlichen Gebiet neben einander sich auswirken und, die eine als praktische Lebensgestaltung, die andere als theoretische Lehre denselben Menschen gebracht werden können. Und daß die Mission sich hier zu Kompro-

miffen herbeiläßt, ift ungleich fchwieriger, als es einft zur Zeit der Sklaverei für viele Kirchen Nordamerikas war, den Schwarzen zu predigen, daß Ham durch göttlichen Fluch verurteilt fei, feinen Brüdern Saphet und Sem zu dienen. Der uralte Gegenfatz zwifchen Chriftentum und Politif lebt hier in ungewohnter Stärke wieder auf.

### Unmöglichkeit der Trennung.

Aus diefen allgemeinen Erörterungen foll zunächft nur hervorgehen, daß die Beziehungen von Politif und Miffion in den Kolonien naturgemäß eng, aber nicht von Natur fchon freundlich find. Daraus folgt aber keineswegs, daß fie nun notwendig unfreundlich fein müffen. Denn in gewiffem Sinn find beide auf einander angewiefen und brauchen einander. Allerdings ift dies nicht fo gemeint, als ob fie gar nicht ohne einander fein könnten. Man könnte fich ganz wohl eine Kolonie ohne Miffion denken. So miffioniert z. B. Rußland in feinen afiatifchen Befitzungen nicht und läßt auch keine fremde Miffion zu: diefe Befitzungen find aber doch, auch wenn fie nicht über See liegen, im wefentlichen Kolonien. Allerdings ift in den Kolonien Europas und Nordamerikas ein Ausfchluß der Miffion heute ganz undenkbar — dazu ift die Macht der öffentlichen Meinung in diefen chriftlichen Staaten zu groß geworden. Aber es ift bekannt, wie lange fich die englisch-oftindifche Kompanie gegen die Zulaffung der Miffion in ihrem Gebiet gewehrt hat. Und noch heute ift es der Traum gar mancher „Realpolitiker“ unter den Kolonialfreunden, z. B. im deutichen Kolonialbund, miffionsfreie Kolonien zu befitzen, „Malaria, Schwarzwasserfieber, Heufchrecken und Miffion“ — fo heißt ja die freundliche Zufammenftellung der vier großen Kolonialübel, um deren Abwendung diefe Leute beten würden, wenn fie nicht vermutlich das Veten für einen veralteten Unfinn hielten. Aber fie wollen es fich wenigstens „nicht verdrießen laffen, nach einem Serum dagegen zu fuchen“, und geben fich der Hoffnung hin, „daß der Boden, auf dem die Miffion wirkt, ihr recht bald fo heiß gemacht werde, daß fie ihn zu verlaffen hat.“<sup>1)</sup>

Es wird wohl mit diefer fchrecklichen Drohung noch gute Wege haben.

Dagegen kann die Miffion an fich fehr wohl ohne Kolonien, d. h. außerhalb der Kolonien, in noch nicht eroberten Ländern exiftieren. Der Beweis dafür ift vor allem in Japan geliefert, das als ganz unabhängige, ja feine Unabhängigkeit eiferjüchtig und erfolgreich wahrende Macht trotzdem die Miffion in feinen Grenzen duldet — ob gern oder ungern, kommt hier nicht in Frage. Etwas anders fteht es in China, das zwar noch nicht zu Kolonien fremder Mächte aufgeteilt ift, wohl aber in vielen Dingen unter dem Zwang des Abendlands fteht. Ihm find bekanntlich traurigerweise Opium und Miffion gleichzeitig zwangsweife aufgedrungen worden; es hätte fich gerne beider erwehrt, aber der „chriftliche“ Staat, mit dem es im Kriege lag, war ftärker als das im alten Verkommen erftarrte Reich der Mitte. An fich notwendig ift also der Kolonialboden für die Miffion nicht. Aber tatsächlich ift allerdings die Miffion heute faft überall auf Kolonien angewiefen, weil es beinahe kein unberteiltetes Land auf der Erde mehr gibt.

<sup>1)</sup> Kol. Zeitschrift 1904, S. 156 und 217.

Allein das liegt auf der Hand, daß es äußerlich betrachtet leichter ist, in einer Kolonie zu missionieren, als in einem unabhängigen Lande, einfach deshalb, weil hier die Herrschaft in abendländischen, also mindestens nominell christlichen Händen liegt, die Politik also im gewissen Sinn als Schützerin der Mission auftritt. Auf der anderen Seite liegt es aber dann der Politik auch nahe, die Mission als nicht bloß unter ihrem Schutz, sondern auch in ihrem Dienst stehend anzusehen und bestimmte Anforderungen an sie zu stellen, wonach die Mission wesentlich die Zwecke der Politik zu fördern und für sie mitzuarbeiten habe. Und wiederum wäre es nur ganz begreiflich, wenn die Mission ihrerseits den Wunsch hätte, daß die Politik wesentlich dem Zweck der Mission zu dienen und ihre Macht für sie einzusetzen hätte. Und aus diesen beiderseitigen Wünschen ergibt sich ein doppeltes Verhältnis beider: entweder die Politik benützt die Mission und gebraucht sie zu ihrem Dienst, oder die Mission benützt die Politik für ihre Zwecke. Beides aber kann sowohl in rechtmäßiger als in unrechtmäßiger Weise geschehen.

### Die Politik im Dienst der Mission.

Wir fassen zuerst das Verhältnis ins Auge, daß die Mission die Politik für ihre Zwecke benützt. Dafür ist ein treffliches Beispiel die Geschichte der Erwerbung Kiautschous; ja man möchte sagen, hier haben wir ein mit ungeheuren Kosten ins Werk gesetztes Experiment vor uns, das uns mit eindringlichster Deutlichkeit predigt, wie man es nicht machen soll. Allerdings stammt dieses Musterbeispiel aus der Geschichte der katholischen Mission, allein man kann auch von seinen Gegnern lernen. Dort drüben war es ja von jeher die Praxis, daß durch die Mittel, die die katholische Kirche nun einmal besitzt, die Politik in den Dienst der Mission gezwungen wurde: „Kreuz und Schwert“ war zu den meisten Zeiten die Losung der katholischen Mission, und noch heute läßt sich unser Zentrum, wenn es irgend eine Kolonialforderung der Regierung bewilligt, gern durch Zugeständnisse an die katholischen Missionen dafür bezahlen, oder doch mindestens durch den Gedanken an diese Mission dazu bewegen, die Kolonialpolitik überhaupt zu unterstützen.

Bei Kiautschou lag der Fall bekanntlich so. Die Erwerbung einer Kohlen- und Flottenstation in Ostasien war längst beschlossene Sache, Kiautschou war ebenfalls schon längst dazu ausersehen; den Lohn unserer Liebesdienste für China, daß wir zusammen mit Rußland und Frankreich die Halbinsel Liautung den siegreichen Japanern wieder abnahmen, hatten wir auch noch zu gut — da wurden am 1. November 1897 zwei Missionare in Tschantja in der Provinz Schantung ermordet. Am 4. Nov. langte diese Nachricht in dem Missionshause zu Steyl an, von wo die Missionare ausgesandt worden waren. Am 5. November reiste der gerade dort anwesende Bischof Anzer nach Berlin, um den deutschen Schutz zu erflehen, am 14. November wurde Kiautschou besetzt und Admiral Diedrichs sagte in seiner Proklamation ausdrücklich, dies geschehe, um Bürgerschaft zu haben für die Erfüllung der Sühneforderungen, die wegen der Ermordung der zwei Missionare an die chinesische Regierung gestellt werden müßten. Die Germania schrieb (29. Dez. 1897 und 6. Jan. 1898), der erste und stärkste Rechtstitel für unsere Besetzung Kiautschous sei die

Sühne für die Ermordung der beiden Missionare und das bilde den eigentlichen Rechtsboden unserer ostasiatischen Aktion, und Willow erklärte im Reichstag (8. Februar): „Der Bischof Anzer habe ihm gesagt, unsere Festsetzung in Kiautschou sei eine Lebensfrage nicht bloß für das Gedeihen, sondern geradezu für den Fortbestand der chinesischen Mission.“

Diese Reihenfolge der Ereignisse zeigt deutlich, wie es in Wahrheit zugegangen ist. Die Ermordung der Missionare kam so geschickt, als ob sie bestellt worden wäre, und daß es gerade katholische Missionare sein mußten, war, wenn man so realpolitisch sprechen darf, das größte Glück für die deutsche Regierung: denn nun konnte das Zentrum sich der ganzen Sache nicht mehr widersetzen. In Wirklichkeit aber ist hier eine längst aus anderen Gründen beschlossene Aktion ausgeführt worden, indem man als Anlaß ihres Beginns eine Sache benützte, von der man sich noch nichts hatte träumen lassen, als der Plan des Ganzen gefaßt worden war -- woraus erhellt, daß die Sühneforderung in Wahrheit nichts als ein höchst geschickt gekommener Vorwand war.

So ward das alte Missionswort zeitgemäß verändert: das Blut der Märtyrer wurde der Same einer politischen Kolonialerwerbung — ein geradezu klassisches Musterbeispiel der Art, wie Politik und Mission nicht verbunden werden sollen: die Politik benützte die Mission — wenn auch nur als Vorwand — für ihre Zwecke, und die Mission — allerdings die katholische — benützte die Gewaltmittel der Politik für die ihrigen.

In der deutschen evangelischen Mission kommt so etwas nicht vor — schon deshalb, weil wir früher keine Kolonien erworben haben, und weil wir sicher sein dürfen, daß das regierende Zentrum niemals seine Zustimmung zu einer derartigen „Sühne“ für ermordete evangelische Missionare geben würde. Ob es aber in der englischen Missions- und Kolonialgeschichte nicht schon ähnliche Fälle gegeben hat — wenn auch nicht gerade in solcher Reinkultur dargestellt, wie bei Kiautschou — ist doch nicht so ganz unwahrscheinlich. Allein bei dem instinktiven Nationalgefühl, das jeden Engländer beseelt, liegt die Sache doch wahrscheinlich anders: nicht damit die Mission gefördert werde, wird die Politik herbeigerufen, sondern die Mission wird in gewissem Sinn als Vorarbeit der Politik, als Vorbereitung der Annexion betrachtet — dann gehört der Fall aber in das andere Kapitel, das der Benützung der Mission durch die Politik.

Jedenfalls ist die evangelische Mission einmütig in der Ueberzeugung, daß eine Mission, die wirklich nur durch das Schwert, oder modern gesprochen, durch die Kanonen aufrecht erhalten werden kann, wert ist, daß sie schleunigst zu Grunde geht. Diese ganze Frage kann aber nur in Ländern entstehen, die keine Kolonien sind, und sie gehört nur soweit hierher, als diese Länder vielleicht im Verlauf und im Zusammenhang der Schutzfrage zu Kolonien gemacht werden.

Ganz anders liegt der Fall natürlich in den Kolonien. Da hat die Mission einen ganz selbstverständlichen Anspruch auf den Schutz der Politik. Und während es in China z. B. ganz wohl denkbar ist, daß eine Mission ausdrücklich auf diesen Schutz verzichtet und, wie das bei dem Blutbad in Kutscheng 1895 wirklich geschah, ausdrücklich um Unterlassung jeder politischen Sühneaktion bittet, wäre das in einer Kolonie, wo unsere Regierung für die Ordnung verantwortlich ist, ganz undenkbar. Hier hat die Mission nicht bloß das Recht auf die Strafgewalt der Regierung, son-

dern sie darf sie auch unbedenklich in Anspruch nehmen, um eine Reihe heidnischer Unsitzen auszurotten, wie die Menschenopfer, den Kindsmord, den Weiberraub, die vielen Grausamkeiten, Dinge wie die Witwenverbrennung oder die Verheiratung von zehnjährigen Mädchen in Indien u. a. Ebenso ist es für die Mission ein großer Segen, den sie dankbar und mit gutem Gewissen annehmen darf, wenn die politische Regierung die Sklaverei abschafft — besonders wenn dies in vernünftiger Weise geschieht. Durch solche politische Eingriffe, im weitesten Sinn des Wortes Politik, wird die heidnische Atmosphäre gereinigt und diese Dinge deutlich als etwas Verbotenes und Unsittliches hingestellt. Dagegen wäre zwangsweise Unterdrückung der Götzopferfeste oder sogar schon ein Verbot der etwa bestehenden Vielweiberei der Eingeborenen als ein Eingriff der Politik anzusehen, den die Mission nicht befürworten und mit gutem Gewissen nicht annehmen könnte. Die Abschaffung solcher mit Religion und Volkssitte aufs engste verbundenen Dinge ist Sache der allmählichen Umbildung des Volksgeistes, für die der Mission keine anderen als geistige Waffen erlaubt sind.

Eine unrechtmäßige Venüzung der Politik durch die Mission ist aber nicht bloß deshalb vom Uebel, weil sie der Idee der christlichen Mission überhaupt widerspricht, sondern weil sie die Mission und ihre Vertreter verhaßt macht und ihnen das wichtigste Gut raubt, das sie zu ihrer Arbeit brauchen: das Vertrauen der Eingeborenen, ohne das all ihr Tun entweder ganz umsonst ist oder nur äußerliche und deshalb wertlose Erfolge aufweisen kann.

### **Die Mission im Dienst der Politik.**

Der umgekehrte Fall, daß die Politik die Mission für ihre Zwecke benützt, kommt ebenfalls oft vor. Es ist allerdings nicht in jedem Fall ein Mißbrauch.

Wenn ein Staat Kolonialpolitik treibt, so tut er sehr wohl daran, die Mission in seinen Kolonien zu begünstigen. Und dies kann aus rein idealistischen Beweggründen geschehen, so gut wie ein Fürst aus aufrichtiger Ueberzeugung dafür Sorge tragen kann, daß dem Volke die Religion erhalten bleibt. Wenn der Staat seine neuen Untertanen kulturell heben will, so darf er sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß das vornehmste Zivilisationsmittel die Mission ist. Das ist gewiß nicht zuviel gesagt, wenn man bedenkt, daß die Mission die Bibel, also das Buch, auf dem unsere ganze Kultur beruht, ganz oder teilweise in etwa 300 Sprachen überetzt hat, von denen mehr als 100 dadurch erst zu Literatursprachen wurden, daß sie gegen 20000 Schulen gegründet hat und darin etwa eine Million Kinder in ihrer Muttersprache unterrichtet, von denen gewiß die Hälfte erst durch die Mission erfuhren, was Schule und Schulunterricht überhaupt ist. Und wenn in den Kämpfen der Buren mit den Eingeborenen 1881 die im rohen Heidentum lebenden Farbigen fast ausnahmslos die Zahlung der Abgaben verweigert haben, während von den etwa 6000 Getauften der Berliner Mission in Transvaal keiner sich geweigert hat, die Abgaben zu bezahlen, wie Wangemann berichtet (M. W. Z. 1884, 122) — ist das nicht ein sprechender Beweis von der auch rein äußerlich zivilisierenden Macht der Mission?

Freilich, solche Dienste der Mission werden nur allzu dankbar auch von den ärgsten Missionsgegnern angenommen. Der Politiker ist da stark in Versuchung, gleich an den Effekt zu denken, den die Missionsarbeit etwa unter den Wilden in der Kolonie haben wird: sie werden leichter regierbar sein, williger Steuern zahlen und anderes mehr. Damit wird freilich die Mission theoretisch in den Dienst der Politik gestellt, und der Gedankengang, der dabei zugrunde liegt, ist kein anderer als der, der den Politikern ja auch bei uns so nahe liegt, daß das Christentum Polizeidienste für den Staat tun soll. Das ist aber natürlich in der Kolonie eine genau ebenso entwürdigende Zumutung wie zu Hause.

Mit der persönlichen Auffassung, die ein so denkender Regierungsvertreter von der Mission hat, kann sich der Missionar natürlich nicht einverstanden erklären. Etwas ganz anderes ist es aber um die praktische Lage, die dadurch geschaffen wird. Gegen diese läßt sich vom Standpunkt der Mission nichts einwenden. Wenn der Missionar seine religiösen Ziele verfolgen, seine religiöse Wirkung ausüben kann, ohne von oben her gehindert zu werden, ja vielleicht sogar mit Förderung von oben — dann kann er zufrieden sein, wie beschaffen auch die Absicht dieser Förderung sein mag. Wenn bei solcher rein religiösen Arbeit der von dem begünstigenden Politiker gewünschte Erfolg eintritt, daß die Bevölkerung sich williger unter die neue Obrigkeit fügt — um so besser für ihr eigenes Wohl und um so besser für die Mission. So lange keine ungebührlichen Forderungen an die Mission gerichtet werden, kann man mit diesem tatsächlichen Verhältnis zufrieden sein. Daß dabei die Absicht des Politikers keine religiöse, sondern eine politische ist, geht die Mission nichts an, dafür ist er eben Politiker, und sein Standpunkt ist in aller wünschenswerten Klarheit in der Kolonialzeitung von 1885 ausgesprochen: „Dem reinen Kolonialpolitiker kann es vollkommen gleichgiltig sein, ob dieses Ziel (den Neger unseren Zwecken dienstbar zu machen) durch das Christentum oder durch den Islam erreicht wird . . . . Das Christentum ist nur einer der Kraftfaktoren, die wir auf das Negertum spielen lassen.“<sup>1)</sup> Als Bürger unseres Staates würden wir zwar natürlich mit allen gesetzlichen Mitteln zu verhindern suchen, daß unsere Regierung etwa den Islam in die Kolonien einführen wollte, als Missionare aber machen wir einfach von der Erlaubnis, unser Werk zu treiben, Gebrauch und bekümmern uns nicht um den politischen Nebenerfolg.

Ein etwas anderer Fall von Benützung der Mission durch die Politik liegt vor in der Geschichte der Anfänge unserer deutschen Kolonialbewegung. Damals begann man sich für die Mission zum erstenmal in Kreisen zu interessieren, die sich bisher noch nie um sie gekümmert hatten, und die zu Tage tretende Unwissenheit war geradezu grenzenlos. Die Frage, die man im Bureau der Deutschen Kolonialgesellschaft in Berlin an den Missionsdirektor der Brüdergemeinde richtete, ob die Brüdergemeinde bisher auch schon Seidenmission getrieben habe, hätte dieser recht wohl mit der Gegenfrage beantworten können, ob man in Preußen auch schon vor 1885 Soldaten gehabt habe; denn etwa ebenso alt als die Ruhezeit des Heeres in Preußen ist die Mission der Herrnhuter, die unter Friedrich Wilhelm I. 1732 mit ihrer Arbeit begannen. Ja, Wismann behauptete

<sup>1)</sup> citiert in Warned's Missionslehre 1, 179.

noch 1890, die deutsch-evangelische Mission beschränke sich fast nur auf Südafrika! Und diese „Kenner der Mission“ unter den Kolonialfreunden hätten nun am liebsten gesehen, daß die deutsche Mission all ihre Arbeit in der weiten Welt aufgegeben hätte, um ganz und gar in die Kolonien überzusiedeln. Aber dieselben Leute, denen es jetzt nicht schnell genug gehen konnte, die deutschen Kaufleute in Sansibar, hatten 30 Jahre vorher es verhindert, daß die Hermannsburgers Missionare sich in Ostafrika niederließen.

Damals begann auch der engherzige und törichte Sturm gegen die englischen Missionen, die auf den Gebieten tätig waren, die Deutschland soeben besetzt hatte: am liebsten hätte man ihnen durch Gesetze die Arbeit in unsern Kolonien unmöglich gemacht. Daß man dadurch die deutsche Mission in allen englischen Kolonien, das heißt in der halben Welt, unmöglich gemacht hätte, ja daß die eigentliche Konsequenz dieses Gedankens die war, daß Deutschland vor 1885 überhaupt keine Mission hätte treiben dürfen — das künnte die so plötzlich zu Befürwortern der deutschen Mission gewordenen früheren Verächter natürlich nicht. Außerordentlich bezeichnend für unsere deutschen Verhältnisse ist es aber, daß dieser Sturm nur gegen die englische protestantische Mission sich erhob. Die französische katholische Mission in denselben Gegenden blieb völlig unangefochten, obwohl die katholische Mission ganz offen ihren französischen Charakter zugibt (Zahn *N. M.* 3. 1884, 149).

Wie müßlich es mit dieser Verquickung stand, hat sich gezeigt, als nun die raschen Erwerbungen durch den deutsch-englischen Vertrag definitiv abgegrenzt wurden: eine Anzahl Gebiete, die die Mission nur deshalb besetzt hatte, weil sie deutsches Besitztum geworden waren, Sansibar, das Land der Wakamba, die Gegend am Tana — waren nun auf einmal gar nicht mehr deutsch!

Es bedarf keiner näheren Begründung, daß die Mission sich auf derartige extreme Zumutungen nicht einlassen darf. Das Reich Gottes, das auszubreiten sie berufen ist, kennt keine politischen Grenzen. Ebenso gut als wir Deutschen dankbar unter dem Schutze der englischen Kolonien gearbeitet haben, ebenso gut müssen wir die Hilfe der englischen Mission in unsern Kolonien annehmen: wenn unsere Kräfte zu schwach sind, diese Arbeit zu bewältigen, wenn, um mit dem biblischen Gleichnis zu reden, unsere Fischer nicht zahlreich, unsere Netze nicht stark genug sind, um die Menge derer einzufangen, die Gott uns zur Beute gibt, so müssen wir, wie Warneck sehr schön sagt, neidlos „den Gesellen im anderen Schiff winken“, um den Fang zu bergen.

Ja es hat auf der anderen Seite manchmal sogar sein Gutes, wenn der Missionar nicht dem in den Kolonien herrschenden Volk angehört. Auf der 6. kontinentalen Missionskonferenz in Bremen 1884 wurde auf Grund von Tatsachen behauptet, daß manche Völkerschaften sich lieber von Missionaren anderer Nationalität, als der sie beherrschenden Kolonialmacht, missionieren lassen, da sie gegen diese oft eine unüberwindliche Abneigung haben, — was man ihnen unter Umständen wahrhaftig nicht verübeln kann. (*N. M.* 3. 1884, 315).

Eines aber ist allerdings in jener Forderung der Kolonialfreunde berechtigt: daß ein Volk es als Pflicht empfinden soll, in seinen Kolonien auch Mission zu treiben. Und für die noch so unpolitischen Deutschen und

die noch viel unpolitischeren Missionsfreunde unter ihnen bedurfte es vielleicht in der Tat jenes damaligen übermäßigen und einseitigen Verlangens, um ihnen diese religiöse Ehrenpflicht so rasch zum Bewußtsein zu bringen. Gerade weil die Politiker es offen eingestehen: „Wir gehen nach Afrika, um zu erobern; nicht ideale und sittliche Zwecke stehen an der Spitze der kolonialen Bewegung, sondern solche materieller und staatlicher Natur“<sup>1)</sup>, gerade weil die Aufrichtigen unter ihnen es rund heraus sagen: „es ist eitel Heuchelei und Phrase, daß wir um das Loß der Neger zu verbessern nach Afrika kämen; wir kommen um unsrer selbst willen“<sup>2)</sup>, gerade deshalb müssen die Vertreter des Idealismus — und was anderes kann ein Missionsfreund sein? — darauf dringen, daß wir jenen Völkern auch etwas bringen, wo wir ihnen so vieles nehmen, und daß wir ihnen das Höchste bringen, was wir haben, unser Christentum. Und gerade weil die Politik, — vorläufig oder für immer, diese Frage bleibt wie gesagt jetzt außer Betracht — ihre eigenen Wege geht, um so eher haben wir die Pflicht, die Wunden, die sie schlägt, zu heilen, und wo gibt es ein treffenderes Bild des Wirkens der Mission, als in jenem Gleichnis von dem barmherzigen Samariter, der nicht an dem unter die Mörder Gefallenen vorübergeht, sondern mit Bruderliebe sich des Staumessfremden annimmt?

Neben der Benützung der Mission durch die Politik, die in den Kolonien geschieht, gibt es aber nun noch eine andere. Die Politik kann auch die Arbeit des Missionars als Vorarbeit für ihre Zwecke benützen. Auch hier ist eine sozusagen legitime und eine unrechtmäßige Benützung möglich. Wenn von François, der frühere Kolonialbeamte, der draußen nicht gerade zu den Freunden der Mission gehörte, über Deutsch-Südwestafrika sagt: „Ohne die Pionierarbeit der Missionare wäre die Besitzergreifung des Landes ein völlig illusorischer Akt auf dem Papier gewesen; was Händler, Industrielle und Gelehrte zur sogenannten Erforschung und Kultivierung getan haben, fällt gar nicht ins Gewicht neben den positiven Ergebnissen der Missionsarbeit“<sup>3)</sup> so ist das nicht bloß ein ehrenvolles Zeugnis aus berufenem Mund für die Zivilisationswirksamkeit der Mission, sondern es zeigt auch den legitimen Weg an, auf dem die Politik die Mission gebrauchen kann. Freilich darf auch hier, wie oben bei der Zivilisierungsarbeit in den Kolonien, das Verhältnis nur ein rein tatsächliches sein: sowie auf der Seite der Mission die Absicht besteht, einer späteren Eroberung des Gebietes durch ihre Regierung vorzuarbeiten wird die Arbeit in der Wurzel vergiftet. England hat oft von seinen Missionaren solchen Gebrauch gemacht, indem es sie als Wegbahner seiner Annexionspolitik benützt hat; den englischen Missionaren sind die Dienste, die sie zur Ausdehnung der britischen Macht geleistet haben, selbst von englischen Missionsfreunden schon öffentlich zur Ehre gerechnet worden. Unsere Politiker sind da rasch mit dem Ausdruck ihrer Enttäuschung bei der Hand. Dieser ist allerdings da ganz angebracht, wo die Missionen bei ihrer Tätigkeit schon diese Absicht hatten — und gewiß mag diese den Engländern an sich

<sup>1)</sup> Deutsche Kolonialzeitung 1895 Nr. 45. 50

<sup>2)</sup> Böller, Forschungsreisen in der deutschen Kolonie Kamerun 1885, III, 138, angeführt Wared, Missionslehre, 3, 1, 179.

<sup>3)</sup> Angeführt u. a. in der neuesten Schrift über Südwestafrika: Paul, Die Mission in Deutsch-Südwestafrika. Dresden, Ungelenk 1905, S. 84.

näher liegen als uns Deutschen und wohl nicht selten tatsächlich so bestanden haben. Aber wir dürfen uns da nicht durch den Patriotismus blind machen lassen gegen ähnliche Grenzüberschreitungen der Mission, falls sie bei uns vorkämen, und sie nicht bloß anderen Nationen als Sünde anrechnen. Daß die katholische Mission offenkundig die französischen Interessen zu den ihrigen macht, haben wir schon vorhin gehört — hier pfelegt aber, wie bei so vielem Katholischen, der Tadel plötzlich zu verstummen. Wir müssen aber zugeben, daß nicht überall, wo die Missionsarbeit tatsächlich der Besitzergreifung vorgearbeitet hat, dies auch die Absicht der Missionsleitungen oder der Missionare gewesen sei. Der Rheinischen Mission, die seit etwa 60 Jahren im jetzigen Deutsch-Südwestafrika arbeitet, wird das gewiß niemand nachsagen wollen, obwohl gerade von ihr François jenes Urteil abgegeben hat. Auf alle Fälle gilt der Mission die Warnung, sich mit der Politik möglichst wenig einzulassen, denn Einnischung in die Politik oder Beihilfe zur politischen Unterdrückung macht sie ebenso verhaßt wie die Politik; und während die Politik schließlich auch ohne Vertrauen der Eingeborenen mit Machtmitteln einiges erreichen kann, ist die Mission, die auf Machtmittel grundsätzlich verzichtet muß, ohne dieses Vertrauen völlig unfähig, irgend etwas auszurichten.

### Mission und Kultur.

Ebenso sorgfältig freilich muß die Mission sich hüten, daß sie sich nicht von der Politik zu Zwecken benutzen läßt, die mit ihrem eigenen Ziel nichts zu tun haben, ohne doch gerade direkt politisch zu sein. Dies geschieht, wenn der Ruf laut wird, die Mission solle Kulturarbeit treiben und etwa zu Gunsten dieser Kultur ihre eigentliche Missionsarbeit einschränken. Ein solches Ansinnen wäre, wie Warneck<sup>1)</sup> mit Recht spottet, ebenso sinnvoll, wie wenn man von einer Minengesellschaft verlangen wollte, sie solle den Bergbau einschränken zu Gunsten von irgend etwas anderem, das vielleicht ganz nützlich ist, aber in der Absicht der Gründer dieser Gesellschaft gar nicht lag. Die Aufgabe der Mission ist eine religiöse, diese allein hat sie zu erfüllen.

Ein Beispiel mag angeführt werden, um die Absichten eines Teils der Leute zu zeigen, die jene Kulturforderung an die Mission stellen.

Nicht bloß Wismann, sondern noch viele Reisende haben die *Industriemissionen der Katholiken* in Afrika überschwenglich gelobt und unseren protestantischen „einseitig religiösen“ Missionen als nachahmenswertes Beispiel hingestellt. Wie eintelektend scheint das für die Leser in der Heimat, die natürlich gar keine Mittel haben, die Angaben dieser „Kenner der Verhältnisse“ nachzuprüfen! Aber wie sind diese Industriemissionen der katholischen Patres, denen oft rein industriell arbeitende Fratres zur Seite stehen, in Wirklichkeit beschaffen? Die katholischen Missionare in Ostafrika z. B. kaufen Heidenkinder: ja sie kaufen sie wirklich von ihren Eltern oder Besitzern. Diese Kinder sind dann natürlich nicht mehr Sklaven, d. h. nicht mehr offiziell; aber sie sind und bleiben, auch nachdem sie erwachsen sind, eine Art von Hörigen der Mission, ein Verhältnis, an das der Neger (und in etwas veränderter Form auch der

<sup>1)</sup> Missionslehre 3, 1, 176.

(nder), gewöhnt ist, und das ihn nicht besonders drückt, zumal wenn es ihm seinen Unterhalt sichert. Ein solches Arbeitsmaterial ist natürlich trefflich geeignet, um mit ihm vor den Augen der fremden Reisenden, wie Warned es treffend bezeichnet,<sup>1)</sup> *Kulturparade* zu machen. Aber wie wird es ihm gehen, wenn der Zwang und die Hörigkeit aufhört? In Afrika wissen wirs noch nicht, aber wir können es aus den Schicksalen des berühmten Jesuitenstaates in Paraguay erschließen, der buchstäblich spurlos vom Erdboden verschwunden ist, seitdem die Herrschaft der Jesuiten dort ein Ende hatte. Es mag wohl ein Vorteil für die Mission sein, in solchen abgeschlossenen Kolonien von Christen zu arbeiten, wo keine schädlichen Einflüsse von heidnischer Seite zu befürchten sind. Aber man kann nicht annehmen, daß die nach diesem „Barackensystem“ erzogenen Christen großen Einfluß auf ihre heidnischen Landsleute ausüben werden: und damit ist der eigentliche Missionszweck verfehlt.

Bei den protestantischen Missionen werden industrielle oder landwirtschaftliche Unternehmungen grundsätzlich nur als Notwerk betrieben: als solches sind sie oft geradezu unentbehrlich, um den übergetretenen Christen, die z. B. in Indien durch den Austritt aus der Kaste vollständig isoliert, freund- und verdienstlos werden, Gelegenheit zum Lebensunterhalt zu gewähren. Solche Industriemissionen gab es vor dem Kriege auch in Südafrika, und sie fanden denn auch bei den Kulturschwärmern nicht bloß Gnade, sondern sogar Beifall. Aber was geschah? Nach einiger Zeit hörte man dieselben Schwärmer über diese Einrichtungen klagen, „weil durch die in ihnen gelieferten Arbeiten und erzogenen Arbeiter — die Preise herabgedrückt würden.“<sup>2)</sup> Dieses eine Beispiel zeigt in einem typischen Falle, worauf es mit den Kulturmissionen hinauslaufen soll nach der Absicht derer, die sie — nicht etwa selbst betreiben, sondern — den Missionen empfehlen: der Egoismus dieser Kulturträger will keine Erziehung der Eingeborenen zu wirtschaftlicher Selbständigkeit, sondern nur die Lieferung von Arbeitskräften für den eigenen Gewinn. Die Mission soll die Eingeborenen soweit zivilisieren, daß sie willig für die fremden Händler und Unternehmer arbeiten — dann hat sie diesen Leuten genug getan. Die Missionare sollen sich aber dann ja nicht unterziehen, sich etwa der Eingeborenen gegen ihre fremden Bedrücker anzunehmen — am besten wäre es, wenn der Missionar dann ginge und die eingeborenen Arbeiter ihrem Schicksal überließe. Sie zu christianisieren, das bringt immer Umständlichkeiten mit sich: sie sind im Stande und verlangen dann gar wie Menschen behandelt zu werden! Der Gedankengang dieser „Kulturprediger“ ist ganz derselbe wie der der Sklavenhalter seinerzeit in Amerika: Die Sklaven christianisieren heißt sie verderben; wir Herren wollen sie gar nicht zu christlichen Brüdern, sondern sie sollen eine Art von Untermenschen für uns Uebermenschen sein.

Es ist überhaupt noch gar nicht so ausgemacht, wie weit die Arbeit versittlicht. Der eigentliche Zwang zur Arbeit im strengsten Sinne des Wortes, der mit dem Verlust der Freiheit verbunden ist, kann nur entfittlichend wirken. Die Sklaverei drückt von vornherein der Arbeit das Brandmal der Schande auf. Und wenn wir auf der Höhe un-

<sup>1)</sup> Warned, Missionslehre 3, 1, 190 und 3, 2, 234.

<sup>2)</sup> Missionslehre 3, 1, 191.

ferer Kultur von dem Segen der Arbeit reden, da denken wir meist an die erfreulichen Arten der geistigen Arbeit, oder etwa an die Handarbeit auf dem eigenen Feld, meinetwegen noch in der eigenen Werkstatt. Aber schon die oft so völlig mechanische, ganz einseitige Fabrikarbeit, wo der Einzelne nur noch ganz wenige ewig gleiche Handgriffe zu machen hat, kann nicht mehr bildend oder veredlichend genannt werden — solche Arbeit tut niemand gern und freiwillig, sondern nur aus Not. Und ob fleißige Arbeit schon für das Christentum vorbereitet? Die faulen Kaffern sind in der Tat ein schwer zu bearbeitendes Feld für den Missionar, — aber die einjigen Chinesen sind es nicht minder.

Viel richtiger ist es, wenn man, wie die Mission es tut, das Verhältnis umkehrt und hofft, daß man durch Christianisierung die Völker auch zur Arbeit erziehen kann: hier besteht in der Tat ein ursächlicher Zusammenhang. Wenn durch die Christianisierung eines Stammes in ihm überhaupt erst menschenwürdige Verhältnisse geschaffen und die blutigen Grausamkeiten des Heidentums abgeschafft sind, wenn durch die Beseitigung der Polygamie ein richtiges Familienleben erst ermöglicht ist und mit dem Aufhören des Kindsmordes geordnete Zustände der Bevölkerungszunahme beginnen, dann wird sich das Bedürfnis nach Arbeit und Verdienst schon von selber einstellen. Wir müssen uns nur vor der ganz falschen Voraussetzung hüten, die aber die meisten von uns unwillkürlich überall hin mitbringen: daß nun alle Völker unter jedem Himmelsstrich gerade so fortgesetzt arbeiten und im Daseinskampf sich anstrengen müßten, als wir Nordeuropäer. Warum sollten die Leute mehr arbeiten, als sie zu ihrem einfachen, genügsamen Lebensunterhalt unter einem paradiesischen Himmel nötig haben? Laßt sie doch so leben, wie es ihre Verhältnisse verlangen, muß denn überall Industrie und Fabrik sein? — ganz abgesehen davon, daß wenn sie überall wären, wir ja gar keine Abnehmer mehr für die Erzeugnisse unserer Industrie hätten. Wenn sie dann unter geordneten staatlichen und Familienverhältnissen eine solche Volkspannung bekommen, wie wir, so wird die beste Lehrmeisterin, die Notwendigkeit, sie schon zu dem Grad der Arbeit anspornen, der für sie nötig ist.

Was aber das Verhältnis der Mission zur Zivilisation im allgemeinen betrifft, so müssen wir einmal die Frage so stellen: Macht denn die Zivilisation überhaupt besser? Wir wollen gewiß nicht mehr in den Irrtum Rousseaus zurückfallen, als ob der Mensch im Naturzustand besser sei und die Kultur nichts bewirkte als die Sitten zu verschlechtern. Dafür kennen wir heutzutage die Naturvölker zu genau: wir machen uns über sie nicht mehr jene Illusionen, wir glauben nicht mehr an den Kanadier, der Europäer überhändte Höflichkeit nicht kannte, wir wissen, daß die Wilden keineswegs bessere Menschen sind als wir Kulturmenschen. Aber auf der andern Seite sollten wir doch jovieel aus der Kulturgeschichte gelernt haben, daß wir wissen: Das Menschenherz ist immer und überall dasselbe Ding. Die Zivilisation „macht den Menschen geschliffener, aber nicht besser“, sagt Warned;<sup>1)</sup> ich möchte hinzufügen, sie macht ihn oft nicht einmal geschlif-

1) Missionstheorie 3, 1, 57.

fener, sondern sie löst ihn vom Zwang der Sitte, dem er sich vorher unbewußt gebeugt hatte, sie stellt ihn innerlich mehr auf eigene Füße, sie macht ihn dadurch unabhängiger von den in jeder Sitte waltenden sittlichen Mächten — ist doch das Wort Sittlichkeit von Sitte abgeleitet! — und dadurch macht die Zivilisation in der Tat den Menschen oft schlechter, das heißt, sie gibt ihm in gewissem Sinn mehr Möglichkeiten zum Schlechtfeln, so gewiß sie auf der anderen Seite ihn auch wieder einschränkt. Es ist ein weit verbreiteter Irrtum, daß der Naturmensch freier sei, als der Kulturmensch — gerade das Gegenteil ist der Fall. Innerliche Freiheit und Unabhängigkeit gibt es nur auf der Grundlage der Kultur: ohne Kultur ist der Einzelne ein noch unabgelöstes, noch in jeder Beziehung abhängiges Glied am Volkskörper. Treffend sagt Nietzsche: „Der Einzelne selber ist noch die jüngste Schöpfung“.

Die Kultur, die so den Menschen von der Sitte innerlich frei macht, richtet freilich eine ganze Anzahl von Schranken auf, die dem Willen des Einzelnen Grenzen setzen: die Sternberge kommen bei uns ins Zuchthaus, wenn ihr Treiben ans Tageslicht kommt. Aber wie sehr diese Schranken rein äußerlich sind, wie hundertmal das Gericht und die Polizei die einzige Schranke bilden, die der souveräne Einzelne widerwillig anerkennt — davon braucht man gar nicht zu reden. Und wenn, wie im Ausland, etwa in ostasiatischen Hafenstädten oder in Afrika, der Strafrichter nicht mehr hinter dem Kulturmenschen steht, wenn die Schranken der Kultur fallen, — da bricht die Natur durch, und was für eine Natur! Da unterscheidet sich der Kulturmensch vom Wilden sehr oft bloß noch durch die größere Raffiniertheit, das heißt aber doch in ehrlichem Deutsch: durch die größere Verdorbenheit.

Die Zivilisation ist in Hinsicht auf die Moral eine vollständig neutrale Macht: alles in allem genommen, macht sie nicht schlechter und nicht besser, sie läßt das Herz und den Charakter, wie sie eben sind. Darum ist es eine völlig verfehlt Annahme, wenn man die Zivilisation als eine Vorläuferin und Wegbereiterin der Mission ansehen und ihr etwa die Aufgabe des Johannes, der vor Christus kommen muß, zuschreiben will: Johannes war kein Lehrer der Zivilisation, sondern ein Bußprediger — und gerade das ist die Zivilisation am allerwenigsten.<sup>1)</sup>

Will man etwa die „zivilisierten“ Völker, die durch die ausdrücklich religionslosen Schulen der englischen Regierung gegangen sind, als besser fürs Christentum vorbereitet ansehen als ihre „ungebildeten“ Landsleute? Oder will man in den „Hofenniggern“ der afrikanischen Hafenstädte die Kerntuppen des künftigen christlichen Afrika erblicken? Solche äußere Zivilisation bewirkt keine innere Umkehr, so wenig als es etwas hilft, wenn man einem Kranken neue Kleider macht. Und wie jeder Sprung in der Geschichte zerstörend wirkt, so am allermeisten der Kultursprung, der Sprung von der äußersten, primitivsten Einfachheit zur modernen abendländischen Technik, wie er am stärksten in Afrika zu Tage liegt, wo an die Stelle schmaler Fußpfade, auf denen die menschlichen Träger hinter einander gehend ihre Lasten auf dem Kopfe tragen, plötzlich die Eisenbahn tritt.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Missionslehre 3, 1, 61.

<sup>2)</sup> Missionslehre 3, 1, 195.

Ob zivilisiert oder nicht, die Völker sind alle gleich unreif oder gleich reif für die Mission. Unsere abendländische Zivilisation ist aber ein für allemal, als Ganzes betrachtet, kein Missionsmittel.

Und dieser allgemeine Satz wird dadurch nicht umgestoßen, daß einzelnes an ihr vielleicht als Anlockungs- oder Anknüpfungsmittel dienen kann. Der Unterricht in der fremden Sprache, den der Missionar so oft erteilt, lockt z. B. in einem Land, wo schon Streben nach Bildung vorhanden ist, die Eingeborenen scharenweise an und kann, mit Vorsicht gebraucht, wirklich ein Mittel werden, ihnen näher zu kommen. Aber oft wird dann der Missionar — vielleicht zu seiner schmerzlichen Ueberaschung — gewahr, daß dieselben jungen Leute, die so eifrig mit ihm die deutsche oder die englische Bibel lasen, plötzlich wegbleiben, wenn er nach einiger Zeit in seinem Eifer, ihnen das Wort Gottes recht nahe zu bringen, zur Uebersetzung greift und mit ihnen die Bibel in ihrer eigenen Sprache lesen will. Da zeigt es sich dann, daß die Leute nur die Zivilisation, aber nicht die Religion wollten.

Ebenso ist eine Missionschule, in der der Religionsunterricht nur ein kaum geduldetes Dasein führt, ein Unding, ein Widerspruch in sich selbst; eine Missionschule ohne Missionszweck ist und bleibt ein hölzernes Eisen, ein Messer ohne Klinge. Die Versuchung aber, solche Schulen zu gründen oder schon gegründete in solche umzugestalten, tritt nur allzu häufig an die Mission heran, oft geradezu in der Form von Regierungsunterstützung in Geld. Hier wäre ein Feld, wo die Schwärmer für Kultur und Zivilisation ihren Liebesdrang betätigen könnten: aber man wird, wenigstens in Deutschland, lange warten dürfen, bis für solche rein ideale Kulturzwecke in den Kolonien auch nur ein Tausendstel der freiwilligen Liebesgaben zusammenkommt, die für die Mission jährlich in der Höhe von 4—5 Millionen Mark bei uns gespendet werden.

In jener Schulforderung liegt ein gefährliches Mißverständnis der Kultur verborgen. Man tadelt es mit Recht, wenn die Missionare in deutschen Kolonien jetzt noch fortfahren, die Eingeborenen holländisch oder englisch zu lehren und verlangt, sie sollten sie deutsch lehren. Die Mehrarbeit, die das macht, muß die Mission allerdings auf sich nehmen. Aber es ist doch eine bedenkliche Forderung, daß man die Eingeborenen überhaupt viel deutsch lehren solle. Kommandos, das nötigste für den Verkehr u. a. — ja, das am Ende schon, obwohl man mit viel mehr Recht verlangen kann, daß diejenigen, die mit ihnen zu tun haben, die Beamten und Kaufleute, ihre Sprache lernen, was ja mindestens bei den Beamten auch Vorschrift ist. Aber man soll doch ja nicht denken, daß es möglich oder auch nur wünschenswert sei, den Eingeborenen die Kultur in unserer Sprache beizubringen. Der Sprung von ihrer Unkultur, wie in Afrika — oder auch von ihrer Kultur, wie in China — zu unserem Standpunkt ist schon an sich viel zu groß, als daß sie ihn ohne Schaden für ihre geistige Gesundheit wagen könnten. Wird ihnen unsere Kultur vollends in fremdem Gewand mitgeteilt, so fehlt jede Möglichkeit zur Assimilation, und sie kann schon deshalb niemals ihr völliges Eigentum werden, was ja freilich auch aus Gründen der Rasse fraglich bleibt. Man muß die Sache vielmehr genau umgekehrt anfangen. Ganz wie jede evangelische Mission es als ihre erste Pflicht betrachtet, die Bibel in die Landessprache zu übersetzen — wobei man freilich wohl nicht mit Unrecht fragen darf, ob es denn

die Mühe lohne, alle einzelnen Bücher des Alten Testaments, oder z. B. die so tausendfach zeitlich bedingten, schwierigen Gedankengänge des Apostels Paulus in den oft noch so unbeholfenen Sprachen der Naturvölker wiederzugeben? — ebenso ist es die Pflicht aller derer, die den Wilden die Elemente der Kultur bringen wollen, daß sie das in der Eingebornensprache tun.

Im übrigen dürfen wir nicht vergessen, daß ganz abgesehen von den sittlichen Gefahren der Zivilisation die bloße Kulturüberlegenheit des Missionärs gegenüber seinen Pfleglingen außer den Vorteilen auch Nachteile mit sich bringt. Hierin liegt auch der gewaltige Unterschied zwischen einem Missionar von heute und einem der apostolischen Zeit. Damals war der Kulturgrad beider Parteien etwa gleich hoch, heute ist der Unterschied so groß, daß er häufig genug beiden Teilen das gegenseitige Verständnis bedeutend erschwert. Für die Naturvölker im ganzen, wie für ihre einzelnen Glieder hat unsere Kulturüberlegenheit etwas Bedrückendes, das die Christianisierung vielfach geradezu erschwert.<sup>1)</sup> Eine der Ursachen, warum die mohammedanische Mission bei so vielen Stämmen erfolgreicher ist, als die christliche, liegt sicher darin, daß die islamitischen Missionare auf einer der ihrigen viel mehr gleich zu nennenden Kulturstufe stehen, als die unsrigen. Das selbe gilt vom Mohammedanismus überhaupt, nicht bloß in religiöser Beziehung: er gewinnt dadurch — freilich noch mehr durch seine verhältnismäßige religiöse Armseligkeit — etwas viel Einleuchtenderes für jene Menschen als unser Christentum, wie man sich denn wohl auch als überzeugter Protestant manchmal zweifelnd fragen kann, ob unser bildloser, vernünftiger Protestantismus mit seinen hohen autonomen Sittlichkeitsforderungen für Naturvölker nicht grundsätzlich zu hoch gegriffen sei.

Ganz abgesehen aber von den direkt zivilisierenden Nebenerfolgen der Mission, die mit ihrer Jahreseinnahme von 50—60 Millionen Mark sicher als einer der gewaltigsten Kulturfaktoren der heutigen Weltgeschichte anzusehen ist, wird jeder, der die Religion und ihre bis jetzt höchste Erscheinungsform, das Christentum in seiner evangelischen Gestalt, unter die Elemente der Kultur und Zivilisation rechnet, der Mission beistimmen, wenn sie auf die Forderung, sie solle die Zivilisation ausbreiten, antwortet: wir verbreiten das Christentum, also die Zivilisation.<sup>2)</sup>

### **Völkchristianisierung und Einzelbetrachtung.**

Noch ein Punkt bleibt bei der allgemeinen Behandlung des Verhältnisses von Politik und Mission zu besprechen: nämlich die Frage, wer eigentlich das Objekt der Mission bildet, wen die Mission für das Christentum gewinnen will. Richtet sie ihre Absicht von vornherein nur auf einzelne, gibt sie das Volksganze als solches preis und will sie nur die aufnahmefähigen Einzelnen aus der unbrauchbaren Masse herausheben? Oder hat sie von vornherein gleich ganze Völker im Auge, die sie etwa so zu christlichen Völkern machen will, wie unsere Völker christliche sind?

Es ist dies eine Frage, die gerade gegenwärtig die Mission aufs

<sup>1)</sup> Missionslehre 3, 1, 195.

<sup>2)</sup> Missionslehre 3, 1, 177.

stärkste bewegt. Besonders Grundemann<sup>1)</sup> in seinen Missionsstudien und Kritiken hat den Finger hierauf gelegt, aber auch Warned in seiner Missionslehre<sup>2)</sup> und Bornemann in seiner Missionskunde<sup>3)</sup> widmen ihr besondere Untersuchungen. Die Frage selbst führt ja weit über die Kolonien hinaus und kann hier nur in kurzen Grundzügen behandelt werden. Unbesprochen aber darf sie nicht bleiben, weil das Urteil des Politikers über die Mission mit Recht davon beeinflusst wird, wie sie selbst diese Frage beantwortet.

Ob Jesus selber seine Jünger auf die Heidenmission ausgesandt habe, ist eine theologische oder vielleicht auch religionsgeschichtliche Streitfrage, die gerade jetzt im Anschluß an Harnacks Buch über die Mission des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten vielfach besprochen wird. Für unseren Zweck ist ihre Entscheidung ganz gleichgültig, denn soviel ist jedenfalls sicher: etwa um das Jahr 100 nach Christus stand als eindrucksvoller Schlußsatz im Evangelium des Matthäus der Befehl zu lesen, den der wunderbar auferstandene Jesus seinen Jüngern bei seinem Abschied gegeben: „Geht aus und macht alle Völker zu [meinen] Jüngern, indem ihr sie tauft auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes und sie alles das halten lehrt, was ich euch geboten habe.“ Die erste Missionsarbeit der Christen wandte sich trotzdem zunächst an die Einzelnen, man scheint an Gewinnung ganzer Völker nicht gedacht zu haben. Wie groß der Prozentsatz der Christen gewesen ist, als Konstantin das Christentum zur Staatsreligion machte, wissen wir nicht, alle Schätzungen — auch die, daß sie im Osten etwa 10 Proz., im Westen ein Fünftelzehntel (also 6--7 Proz.) der Bevölkerung gebildet haben — sind ganz unzuverlässig, da die einzelnen Provinzen viel zu verschiedene Stufen der Entwicklung darbieten. In Kleinasien war wohl über die Hälfte der Bevölkerung Christen, ebenso in Armenien und der äußersten Südoesteuropas in der Gegend von Konstantinopel; im nördlichen Syrien, in Ägypten, Rom, Unter- und Mittelitalien, in der Provinz Afrika und vielen, besonders den nördlichen Teilen Griechenlands müssen sie einen erheblichen Bruchteil der Bevölkerung, und zwar keineswegs bloß in den unteren Schichten, gebildet haben.<sup>4)</sup>

Die Methode der Mission unter den Germanen war insofern eine ganz andere, als zu jener Zeit Staat und Kirche so zusammenhängen, daß naturgemäß die Völker selbst das Objekt der Missionsarbeit bildeten, allerdings mit dem Erfolg, daß z. B. die sittlichen Zustände im Frankenreich in den ersten christlichen Jahrhunderten noch viel verwilderter waren als in der Heidenzeit.

Die mittelalterliche und die heutige Missionspraxis der katholischen Kirche erklärt sich aus ihrem Begriff von der Kirche: nur erst in die Kirche hinein mit den Heiden, das andere findet sich schon<sup>5)</sup>. Wir werden dieser Methode wohl nicht ganz gerecht, wenn wir sie von unserem protestantischen Standpunkt aus beurteilen; sie führt in der Praxis freilich zu einer

<sup>1)</sup> Besonders I, 164—199 und II 1—31.

<sup>2)</sup> Besonders I, 278—304 und 3, 1, 233—271.

<sup>3)</sup> S. 273—316.

<sup>4)</sup> Harnack, Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten 1902, S. 537 ff.

<sup>5)</sup> Zahn in A. M. Z. 1884, 160.

uns oft unbegreiflich scheinenden Duldsamkeit in sittlichen Dingen und zu einer uns mindestens ungewohnten Duldsamkeit gegenüber von heidnisch-religiösen Gebräuchen und Anschauungen, auf die wir noch in anderem Zusammenhang zu sprechen kommen.

Die evangelische Mission ging aus von der Brüdergemeinde. Ihr Stifter, der Graf Zinzendorf, hat sie klassisch formuliert: wir wollen es nicht auf Rationalbefehring anlegen, sondern dem Lamm einige Seelen gewinnen. Der Pietismus, dessen größte Ruhmestadt die Mission bildet, ging von demselben Ideal aus, das er in der Heimat verfolgte, eine ecclesiola in ecclesia zu gründen, lauter und ausschließlich wahrhaft bekehrte Christen zu kleinen Gemeindlein zu sammeln. Auf diesen Ton sind die durchschnittlichen Missionstraktate gestimmt, die nicht mit Unrecht die Mission bei vielen etwas in Verruf gebracht haben.

Aber es hat sich herausgestellt — und Grundemann gebührt hauptsächlich das Verdienst, dies, nicht ohne Widerspruch mancher allzu eifrigen Verteidiger des Hergebrachten, so öffentlich betont zu haben, daß man jetzt nirgendwo mehr die Augen dagegen verschließen kann — es hat sich herausgestellt, daß die Zustände in den heidnischen Gemeinden trotz dieses Ideals in allem wesentlichen keine anderen und besseren sind, als in unseren Volkskirchen, wenn man in Betracht zieht, daß es natürlich direkt religionsfeindliche oder äußerlich völlig untätige „Christen“ bei der in der Mission überall geübten Kirchenzucht dort nicht geben kann. Das ist weniger, als man gewollt hat, aber mehr, viel mehr, als man nach einer Missionsarbeit billigerweise erwarten durfte, die fast nirgends mehr als hundertundfünfzig Jahre alt, an den meisten Orten aber höchstens seit einem Jahrhundert getrieben worden ist.

Eigentliche Völkerbefehrungen, d. h. Christianisierung wirklicher ganzer Völker sind noch nirgends vorgekommen: die Inseln der Südsee, wo auf manchen in der Tat keine Heiden mehr sind, bergen nur Völkersplitter. Das einzige Beispiel eines ganzen größeren Landstrichs, in dem nur noch Christen zu finden sind, bilden die Minnahassa auf der Nordspitze von Celebes; aber auch dort kann man die etwa 150000 Christen doch nur ein Völkchen, kein Volk nennen.

Eigentliche Massenübertritte kommen nur im Zusammenhang mit großen äußeren Notständen vor, und die Missionare, wenigstens die protestantischen, stehen ihnen mit gemischten Gefühlen gegenüber. Die tatsächliche Vollendung der Christianisierung eines wirklichen größeren Volkes ist, auch in den Kolonien mit christlicher Verwaltung, in naher Zeit wohl nicht zu erwarten. Man darf nicht vergessen, daß, als Konstantin kam, die Zeit sehr viel mehr erfüllt war, als z. B. heute in Indien, wo der Prozentsatz der Christen noch nicht 1 Prozent beträgt (2,8 Mill. auf 290 Millionen im Jahre 1901). Es ist müßig zu fragen, ob die christliche Kirche auch ohne Konstantin die herrschende und allgemeine geworden wäre. „Jrgend ein Konstantin hätte doch kommen müssen, nur wäre es von Jahrzehnt zu Jahrzehnt leichter gewesen, jener Konstantin zu sein. Er erkannte nur und begriff klar, was kommen mußte: nicht mit künstlichen oder mit Gewaltmitteln hat er die Grundlagen der Reichskirche geschaffen, sondern er hat den führenden Provinzen die Religion gegeben, die sie wollten, und die anderen mußten folgen.“<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Harnack 545.

Trotz alledem aber wird heute wohl nirgends mehr in der Mission gelehnet, daß die wahre Lösung der Streitfrage nicht in einem Entweder — oder, sondern in dem Sowohl — als auch liegt. Die Völkercristianisierung kann von uns auf keine andere Weise ins Werk gesetzt werden, als daß wir uns an die Einzelnen wenden: für die praktische Behandlung löst sich das Volk in lauter einzelne Individuen, allermindestens in einzelne Familien auf. Daneben aber wird man bei der Arbeit alle seine Einrichtungen schon so treffen müssen, daß möglichst auch auf das Ganze des Volkes von ihnen Wirkungen ausgehen. Und hier ist der Punkt, wo ein verständnisvolles Zusammenarbeiten von Politik und Mission am meisten gegeben und am leichtesten möglich ist, vorausgesetzt, daß die Politik überhaupt gewillt ist, das sittliche und geistige Niveau der Eingeborenen auf die nach ihren Anlagen mögliche Höhe zu bringen.

## II. Gemeinsame Kulturaufgaben.

Aus dieser gemeinsamen Aufgabe, die Politik und Mission in den Kolonien zu erfüllen haben, ergeben sich nun noch einige, den bisherigen Ausführungen gegenüber mehr praktische Forderungen ihres Zusammenarbeitens. In der Kolonie leben Eingeborene und Weiße neben einander, beiden gegenüber hat die einigermaßen ideal gefasste Politik dieselbe Pflicht wie die Mission zu erfüllen. Während aber das ganze Verhältnis zu den Eingeborenen eigentlich auf eine Art von Erziehung hinauskommt, ist es den Europäern gegenüber zwar auch eine Erziehung, aber doch unter ganz anderen Formen. Den Eingeborenen gegenüber handelt es sich für Politik und Mission zusammen um die Aufgabe ihrer Erhaltung und kulturellen wie sittlichen Hebung — wenn wir die religiöse Pflege wie billig der Mission allein vorbehalten; bei den Europäern ist außer dieser religiösen Pflege noch ein besonderer, freilich heikler Punkt in Betracht zu ziehen, die geschlechtliche Sittlichkeit. Beides berührt sich aber wiederum in seiner Wirkung oder Rückwirkung auf die Eingeborenen.

### Die Eingeborenenpolitik.

Wozu haben wir eigentlich unsere Kolonien? So fragt mancher, wenn er an die Lasten und Kosten denkt, die sie uns aufbürden, wenn er die geringen Einnahmen überschlägt, die sie uns bisher gebracht haben, und vor allem gerade jetzt, wenn er die zahlreichen Opfer des Herero-Aufstandes beklagt. Wäre es nicht ebensogut oder noch besser, wenn wir keine Kolonien hätten?

Auf diese Frage kann hier freilich nicht ausführlich eingegangen, sondern nur mit der Gegenfrage geantwortet werden: Warum wollen denn alle anderen großen Staaten Kolonien? Warum hat Frankreich sich in den letzten Jahrzehnten ein Kolonialreich gegründet, das an Ausdehnung so groß ist als ganz Europa (10½ Millionen Quadratkilometer), an Einwohnerzahl das Mutterland fast um das doppelte übertrifft (60 Millionen)? Warum ist England immer noch nicht mit seinen Kolonien zufrieden, obwohl sie dreimal so groß als Europa und

ebenso groß als ganz Afrika sind (30 Mill. qkm) und mehr Einwohner haben als ganz Europa (300 Mill.)? Wir Deutschen stehen an dritter Stelle mit 2,7 Millionen qkm und 13 Millionen Einwohnern; aber die nach uns kommen, der Kongostaat und Holland, stehen uns nur in dem Flächeninhalt ihrer Kolonien nach (2,3 und 2,1 Millionen qkm), während deren Einwohnerzahl weit größer ist als bei uns (20 und 32 Mill.). Die älteste Kolonialmacht, Portugal, hat nur noch Kolonien von 1,8 Mill. qkm und 4 Millionen Einwohnern, die zweitälteste und früher größte, Spanien, ist fast völlig aus der Reihe der Kolonialmächte ausgeschieden; dafür ist als jüngste das aufstrebende Nordamerika eingetreten und hat es im ersten Anlauf zu einer halben Million qkm gebracht. Es scheint also doch, als ob die Meinung ganz allgemein wäre, daß Kolonien wünschenswert sind. Da selbst Italien koloniale Versuche macht, wenn auch nicht mit viel Glück, und Rußland sogar den allergrößten Kolonialbesitz hat, nur daß seine Kolonien dem Mutterland anliegen und seinen Einrichtungen daher direkt angegliedert sind, so ist nur das innerlich zerrissene und in niedergehender Bahn begriffene Oesterreich ausgenommen: sonst bemühen sich alle größeren Staaten eifrigst um Kolonien.

Sollen wir Deutschen da wirklich allein zurückbleiben? Wir dürfen doch nicht vergessen, daß die übliche Einschätzung der Nationen in Großstaaten, Mittelstaaten und Kleinststaaten eine recht binnländische ist und ganz altväterisch bloß von ihrem europäischen oder festländischen Besitz ausgeht. Vom Standpunkt der Weltpolitik aus betrachtet, nimmt sich die Sache doch etwas anders aus. Da gibt es nur drei eigentliche Großstaaten: England, Rußland und die Vereinigten Staaten. Von diesen umfaßt jeder eine Welt im Kleinen. Und während von diesem Gesichtspunkt aus nicht bloß Dänemark und Holland, sondern auch Oesterreich und Italien Kleinststaaten sind, kann man sagen, daß Frankreich und Deutschland gerade noch zur rechten Zeit dazu getan haben, sich zu Mittelstaaten zu vergrößern und eine Stimme im Rat der Großen zu gewinnen. Denn das ist heute das Charakteristische der Kleinststaaten: bei den großen Fragen der Weltpolitik haben sie hübsch stille zu sein und dürfen nicht mitreden, sie werden sonst ausgelacht. Vor dieser Gefahr müssen wir uns nehmen, daß wir neben den drei Riesenreichen in die Rolle eines hochkultivierten, aber an Machtfülle bescheidenen Kleinstaates hinabsinken, so wie es etwa Dänemark jetzt uns gegenüber geworden ist. Wir wollen aber unser deutsches Wesen in der Welt einflußreich erhalten und nicht alles dem Angelsachsenentum ausliefern. „Seine Stellung zu behaupten in der Gesellschaft der Völker und an seinem Teil beizutragen zu der großen Kultur- aufgabe der Menschheit, das ist die vernünftigste Aufgabe eines staatlich geordneten Volkes.“<sup>1)</sup> Auf dieser Grundanschauung stehend finden wir die Politik grundsätzlich gerechtfertigt, die unserem deutschen Volk zu Macht und Einfluß in der Welt verhilft.

Auch über die sittliche Berechtigung des Kolonialerwerbs brauchen wir uns hier nicht auszulassen. In einer Welt allgemeinen Friedens, ja da wäre der gewalttätige Friedensstörer unsittlich; aber in der heutigen politischen Welt voll Kampf und Wettbewerb um Macht und Einfluß, da ist es für ein Volk, das leben und vorwärts kommen will, sittlich und recht,

1) Treitschke, Politik 1, 32.

mitzukämpfen, und selbstmörderisch, also unsittlich, tatlos beiseite zu stehen. Ueber das sittliche Recht, sich das Land, das den niederen Rassen gehört, ohne weiteres anzueignen, kann man verschiedener Meinung sein: aber wer möchte im Ernste unserem deutschen Volke raten, noch immer die Rolle des Poeten zu spielen, der erst dann von seinem Aufenthalt am Throne Gottes auf die Erde kommt, wenn die Welt verteilt ist? Wer das im Ernste wollte, mit dem ist überhaupt nicht über Kolonialfragen zu debattieren.

Freilich, das wollen wir nicht vergessen: der Erwerbung und Besitzergreifung einer Kolonie muß eine wirkliche Kulturarbeit nachfolgen — sonst allerdings ist, wie gleich im Anfang auseinandergesetzt wurde, die Kolonialpolitik in Gefahr, etwas rein und absolut Brutales zu werden.

Man braucht dazu, wie schon gesagt, gar nicht der offiziellen Heuchelei zu verfallen, die bei allen Völkern im Schwange geht, man braucht keineswegs zu tun, als ob wir, wir Deutschen ganz allein, unsere Kolonien bloß deshalb erworben hätten, weil wir die zum Himmel schreiende Not der Eingeborenen nicht mehr länger mit ansehen konnten. Die Engländer ragen in der Kunst solcher humanen Bemäntelungen ihrer — übrigens mit vollem Recht — durchaus vom nationalen Egoismus eingegebenen Eroberungspolitik noch ein wenig über uns andere hervor und wiederholen jedesmal, wenn sie wieder ein Stück Land in die Tasche stecken, je nach Bedarf einen ihrer zwei Wappensprüche: entweder „Dieu et mon droit,“ oder „Hony soit qui mal y pense.“

Aber wir Deutschen sind wahrhaftig nicht viel besser. Was für Ausflüchte haben wir bei der Besetzung Kiautschous gebraucht! Scien wir doch ehrlich! Wir haben unsere Kolonien, ganz wie die andern, einfach deshalb genommen, weil wir sie brauchen und weil wir uns von ihnen Vorteile versprechen. Das haben auch viele rundweg anerkannt, wie schon oben angeführt wurde. Wir pflegen den Eingeborenen zu sagen — und haben z. B. den Hereros das lange genug weisgemacht: wir kämen als ihre Freunde und Beschützer. Aber das ist nichts als eine heuchlerische Redensart. Wenn wir in ihr Land kommen, so wollen wir ihre Herren sein: wir wollen es nicht bloß, sondern wir müssen es; denn es kann nur eine Partei Herr sein im Lande, entweder die Weißen oder die Farbigen. Es bleibt uns gar nichts anderes übrig, als diese unsere Herrschaft auch zu betätigen. Wenn die Kolonien uns Nutzen bringen sollen, so muß darin der Boden in Kultur genommen werden. Wo der weiße Mann Ackerbau oder Viehzucht selbst treiben kann, wie z. B. in Südwestafrika, da müssen uns die Eingeborenen den Raum dazu überlassen — ob sie wollen oder nicht. Wo aber des Klimas wegen Weiße nicht auf die Dauer arbeiten können, da geht es nicht anders, da heißt es Entweder — oder. Entweder wir unterlassen diese Arbeit — dann ist die Kolonie im wesentlichen wertlos. Oder wir veranlassen die Eingeborenen, daß sie diese Arbeit für uns tun.

Wie dieses „Veranlassen“ zu geschehen hat, das ist nun eben die Frage. Der Missionar wird geneigt sein, jeden Zwang zu verwerfen: hat dann die Mission die Aufgabe, die Eingeborenen zur Arbeit zu erziehen? Das ist schon eine sehr heikle Sache: denn wenn sie durchaus nicht wollen, so kann das lange dauern, und der Missionar erscheint ihnen als der Gehilfe der Unterdrücker. Die Politik kann gar nicht so lange warten: der Politiker wird deshalb auch nur zu leicht geneigt sein, das gewöhnliche

Mittel anzuwenden, dessen sich die Politik zu bedienen pflegt: den Zwang. Und er wird als einzige Rechtfertigung dieses Zwanges außer dem einfachen „Denn ich bin groß und du bist klein“ höchstens noch die Theorie aufstellen und den Eingeborenen praktisch zu Gemüt führen können: es gibt verschiedene Rassen; wir Weißen sind nicht bloß die mächtigere, sondern auch die höhere, uns gehört die Erde; sie soll uns Vorteil bringen und nebenbei unserer Kultur erschlossen werden; ob ihr wollt oder nicht, ihr müßt euch fügen, denn ihr seid nicht bloß die schwächere, sondern auch die untergeordnete Rasse, die minderwertige im Vergleich zu uns. Und er wird sich bemühen — ja er muß es — dieses Gefühl in dem Farbigen lebendig zu erhalten, denn ohne das muß die Beherrschung immer wieder aufs neue erzwungen werden.

Es ist wohl möglich und vom abstrakt sittlichen oder gar vom rein religiösen Standpunkt aus kann man den kaum tadeln, der so denkt — es ist wohl möglich, daß diese Politik gar manchem hart, inhuman, unbillig und gottlos vorkommt. Gut — dann muß ein solcher aber folgerichtig die Erwerbung von Kolonien grundsätzlich verwerfen. Anders als mit einer solchen — meinetwegen brutalen — Machtpolitik lassen sich Kolonien nicht halten.

In den meisten Fällen wird ja gar kein direkter Arbeitszwang ausgeübt werden müssen: hohe Löhne locken auch unter leichtsinnigen Regern und faulen Ruffern immer Arbeiter an. Aber wir müssen, um die Fragen klar durchzudenken, auch den extremen Fall setzen, daß sich wirklich trotz aller Löhne keine Arbeiter finden und auch keine eingeführt werden könnten, obwohl das Land von kräftigen Männern in der Blüte der Jugend wimmelt. Und hier müssen wir uns entschließen, die Frage nach der Berechtigung des *A r b e i t z w a n g e s* unbefangen anzufassen. Ich kenne so ziemlich alles, was dafür und dagegen vorgebracht worden ist, aber ich kann mir nicht helfen: ich sehe nichts so Fürchterliches darin. Ist denn der Zwang an sich schon unsittlich? Wir alle leben doch unter tausendfachem Zwang: vom Zwang der Anmeldung des Kindes auf dem Standesamt gehts zum Impfwang, vom Schulzwang zur Militärpflicht — und so geht es fort, bis wir, wenn wir schon tot sind, noch gezwungen werden, uns begraben zu lassen, obwohl wir uns vielleicht gerade lieber verbrennen lassen wollten: und neben dem allen geht von der Wiege bis zum Sarge der Zwang zum Steuerzahlen einher.

Warum sollen wir nun die Eingeborenen, fogut wir sie zum Steuerzahlen zwingen, nicht auch zur Arbeit zwingen? Freilich, Steuerzahlen muß man sein Lebtag: so weit können wir beim Arbeitszwang nicht gehen. Aber was spricht dagegen, daß man die Schwarzen, Braunen oder Gelben so gut wie die Weißen einige Jahre „dienen“ läßt? Sie brauchen ja nicht mit der Waffe zu dienen — so viel sollten wir von den Buren und jetzt in anderer Weise von den Herero gelernt haben, daß das etwas höchst Gefährliches ist. Aber sie können statt des Gewehrs den Spaten schultern, statt des Säbels das Peil schwingen, statt der Kanonen die Frachtwagen bespannen. Ich verstehe nicht, wie man in diesem Vergleich des Arbeitszwangs mit unserer militärischen Dienstpflicht etwas sehen kann, das diese Dienstpflicht entwürdigt, wie es der sonst so verständnisvolle Förster tut. Dienen wir denn, auch wenn wir den schönen Namen „Freiwilliger“ führen, wirklich freiwillig beim Militär? Es ist süß und ehrenvoll, für das

Vaterland zu sterben: gewiß; und in einem Krieg um die heiligsten Güter des Vaterlandes wird es ihm hoffentlich nie an Freiwilligen fehlen. Aber es ist keineswegs süß und nur mäßig ehrenvoll, ein, zwei oder drei Jahre als „Gemeiner“ dem Vaterland zu dienen: hier hilft bloß der Zwang. Man muß die Ideale und die Begeisterung dort lassen, wo sie hingehören: der Kommuni ist weder ideal noch begeisternd — aber er ist nötig und hat seine Idealität in seinem großen allgemeinen Zweck.

Ganz ebenso ist es — die Tatsache der Kolonialerwerbung einmal als gegeben vorausgesetzt — nicht mehr als billig, daß die Eingeborenen, die durch die Regierung der Eroberer von so vielen Plünderungen, Grausamkeiten, Kriegen u. a., vor allem von dem Greuel der Sklavenjagden und der Menschenopfer befreit werden, auch zur Hebung der Kultur durch die nun einmal unentbehrliche Arbeit beitragen. Warum sollen sie nicht „Arbeitsoldaten“ werden? Müssen das doch auch bei uns genug junge Leute werden, die in den Regimentswerkstätten als Schuster und Schneider im wesentlichen ihre Militärzeit abdienen. Daß sie gerade sonderlich geehrt werden von ihren soldatischen Kameraden, ist ja wohl unwahrscheinlich; aber ist es wirklich eine Schande, eine Entehrung für sie? Daselbe gilt von den Farbigen.

Natürlich werden diese Arbeiter militärisch organisiert: anders tun wir Deutschen es auf keinen Fall; und sittliche Voraussetzung ist, daß „Soldatenmishandlungen“ dort ebenso streng — vielleicht sogar noch ein bißchen strenger — als bei uns bestraft werden. Der einzelne Arbeitsoldat dient dem deutschen Reich, dessen Untertan er ist — was ist da Unrechtes daran? Für die idyllische Faulheit des Kaffern, der sich vom Sklaven bedienen läßt, ist eben nun einmal die Welt endgiltig zu klein geworden.

Also Zwang zur Arbeit durch den Staat und für den Staat. Aber wohlgemerkt: das ist etwas grundsätzlich und fundamental anderes als Zwang zur Arbeit durch den einzelnen weißen Ansiedler und für ihn. Das wäre allerdings nichts, schlechterdings nichts anderes, als eine verschämte und verblichene Bezeichnung für *Sklaverei*. Und diese ist überall das Gegenteil der Kultur. Sie drückt, wie schon gesagt, der Arbeit überhaupt das Brandmal der Schande auf, sie ruiniert die Eingeborenen, denn Sklaven taugen nie etwas, und sie ruiniert die Weißen, denn Sklavenhalter taugen ebensowenig oder noch viel weniger als ihre Sklaven. Das fehlte gerade noch, den Roheiten und Lüsten der schlechten Elemente unter den Weißen die Eingeborenen — und doch wohl auch ihre Frauen und Töchter — als Sklaven auszuliefern!

Eher ließe sich darüber reden, ob die Arbeitsoldaten nicht in gewissen Fällen auch für private Rechnung arbeiten könnten. Im allgemeinen hätten sie die Arbeiten für die „Kultur“ im technischen Sinn auszuführen, die der Staat machen läßt, die aber den Einzelnen, den Weißen so gut wie den Eingeborenen, zugute kommen. Aber wenn noch Zeit übrig bleibt: warum sollte nicht eine Kompanie oder ein Zug an Private ausgemietet werden? Natürlich hätte das nur unter dem europäischen Hauptmann, Leutnant oder Unteroffizier zu geschehen: nur seinem Befehl unterstehen die Arbeiter, nur mit ihm verhandelt der Unternehmer, und er bleibt für die Behandlung verantwortlich — daran ist doch nichts Schlim-

mes! In Notständen kommt das sogar bei uns vor, und die Schaffung der Kultur in der Kolonie ist immer ein Notstand.

Und könnte man nicht daran denken, daß bei humaner und gerechter Behandlung die Farbigen auf diese Weise ganz direkt zur Arbeit erzogen würden? daß sie entweder sich nachher als Arbeiter an Private vermieten, oder daß sie als „Kapitulanten“ einen Stamm gedienter Arbeiter bilden, der der Kolonie zum größten Vorteil gereicht?

Es wäre mehr als töricht, wenn unjereiner Anweisungen dafür geben wollte, wie das nun im einzelnen gemacht werden soll; aber die Verwirrung, die sich angesichts des Hereroaufstandes so vieler Köpfe bemächtigt hat, ein wenig zu lichten, dazu darf jeder beitragen. Man hört hier ja die greulichsten Ausprüche auch von sonst besonnenen Männern oder Zeitungen: „Das Volkstum der Herero muß zerstört und sie einzeln oder familienweise an die von ihnen so schwer geschädigten Ansiedler zur Arbeit überwiesen werden.“ Das heißt also: sie sollen zu Sklaven gemacht, die Sklaverei, dieser Schandfleck der Menschheit, soll durch uns Deutsche und auf deutschem Boden wieder eingeführt werden! „Nun, wenn das nicht geht, dann muß ihnen wenigstens ihr Vieh genommen werden!“ Abgesehen davon, daß wir uns mit einer solchen Maßregel selber auf den Standpunkt des schwarzen Viehräubers stellen, — was denkt man sich eigentlich dabei? Was sollen denn die Herero, ein Volk von reinen Viehzüchtern, dann machen? Ein Volk kann doch nicht über Nacht seinen ganzen Kulturzustand ändern! Und wenn wir den Herero ihren Lebensunterhalt nehmen — denn das ist ihr Vieh — nachdem wir ihnen schon die Weidestücke langsam verengt haben, sollen wir sie dann dem Hungertod überlassen? Ganz abgesehen von der moralischen Scheußlichkeit eines solchen Vorschlags — der ja gewiß von manchen als die einfachste Lösung betrachtet wird — wollen wir doch auch ganz nüchtern bedenken, daß die Eingeborenen nicht bloß eine unnütze Zugabe zu ihrem Lande sind, sondern, wenn man sich einmal recht realpolitisch ausdrücken will, das wertvollste Inventarstück desselben. Dies trifft vielleicht auf Südafrika nicht zu, wo Weiße selbst arbeiten können, aber es gilt jedenfalls von allen eigentlich tropischen Kolonien, wo die Eingeborenen als Arbeiter buchstäblich unentbehrlich sind! Was für eine Politik aber ist es — vom moralischen Standpunkt, wie gesagt, noch ganz abgesehen — die Henne zu schlachten, die die goldenen Eier legt!

Von derartig radikalen Vorschlägen kann wirklich im Ernst bei denen, die auch nur ein wenig über ihre eigene Nase und ihren gegenwärtigen, sehr berechtigten Zorn hinauszublicken und hinauszudeuken vermögen, gar keine Rede sein. Auch ist es nicht unnötig, manchem vergeßlichen Zeitungsleser ins Gedächtnis zurückzurufen, daß verschiedene von den genau beschriebenen Greueln sich nachträglich als Erfindung herausgestellt haben: es sind im ganzen 123 Personen ermordet worden, mit Ausnahme weniger Puren lauter Deutsche, darunter waren 5 deutsche Frauen, von denen eine durch Kugeln getroffen wurde, die nicht für sie bestimmt waren; kein einziges Kind weißer Eltern ist im Aufruhr selbst umgekommen.<sup>1)</sup> Das ist also viel weniger, als man ursprünglich annahm — freilich noch genug und übergenuß, um die strengsten Strafen zu verhängen.

<sup>1)</sup> Paul S. 133 nach den Feststellungen Rohrbachs, der zwar Theologe, aber trotzdem Ansiedelungskommissar ist.

Bei deren Bemessung dürfen wir aber zwei Dinge nicht vergessen. Das eine — es gehört fast Mut dazu, es auszusprechen, ist folgendes: Es ist den Missionaren, die eine Zeitlang mitten unter den Aufständischen lebten, bei diesen vielfach die Ansicht entgegengetreten, daß die Herero den Kampf als eine gerechte Sache auffaßten, deren sie sich keineswegs zu schämen hätten. Daß sie sich am Blündern beteiligt hatten, dessen schämten sich nachher manche eingeborene Christen, aber unter den Aufständischen gefunden zu werden, betrachteten sie nicht als Schande. Sie muteten sogar diesen Missionaren zu, bei ihnen im Kriegslager zu bleiben, um sie weiter geistlich zu versorgen und hatten kein Verständnis dafür, daß das nicht anging. Sie betrachteten sich eben als Kriegsführende, die ihren heimischen Besitz gegen Eindringlinge verteidigten.<sup>1)</sup>

Es wird mancher Missionsgegner und mancher Missionsfreund an diesem „Christentum“ Anstoß nehmen — aber es ist, rein grundsätzlich betrachtet, nicht widersinniger als die Einrichtung der Feldprediger in unseren Kriegen. Man rede nicht von gerechten und ungerechten Kriegen: jeder Krieg ist gerecht, — nämlich in den Augen des Volkes, das ihn anfängt. Und daß es ein Aufstand ist, macht die Sache nicht an sich schlimmer. Ich will nicht an die Befreiungskriege erinnern, da lag die Sache denn doch anders — aber wer unter uns würde einen anständig und ohne Grausamkeiten durchgeführten Aufstand der Juden gegen ihre englischen Unterdrücker nicht als etwas ganz Gerechtes empfinden? Das dürfen wir uns aber nicht nehmen lassen, diese alte deutsche Tugend dürfen wir uns nicht rauben lassen, daß wir auch gegen Gegner gerecht sind im Urteil. Daß der Aufstand gegen uns Deutsche gerichtet ist, macht ihn doch nicht an sich schon zu etwas Ungerechtem! Solche beschränkte Denkweise wollen wir den Engländern überlassen.

Gerecht im Urteil, sage ich. Aber ich sage nicht: schlapp im Handeln. Und damit komme ich zu dem zweiten, was wir nicht vergessen dürfen. Wenn zwei dasselbe tun, so ist es doch nicht immer dasselbe; wenn ich hier mit dem Urteil des „Vorwärts“ zusammentreffe, so meine ich es doch wohl anders. Daß wir alle die Grausamkeiten und schon die Morde der Herero bei ihrem Aufstand unbedingt verurteilen, versteht sich. Und wenn ich den Aufstand als etwas an sich ganz Entschuldbares beurteile, so folgt daraus gar nicht, daß ich nun Milde und Verzeihung predige. Ganz im Gegenteil. Aus der Tatsache unserer Besitzergreifung von Deutsch-Südwestafrika kann logisch und praktisch nichts anderes folgen, als daß wir die Herero so streng für ihren Aufstand bestrafen, daß ihnen die Lust zu einer Wiederholung ganz gründlich vergeht. Milde werden solche Naturvölker unabänderlich immer als Schwäche ansehen und auslegen — also bleibt, um den notwendigen Zweck zu erreichen, nichts übrig als Strenge. Die Strafe muß so bemessen werden, daß sie möglichst empfindlich gefühlt wird — aber sie darf die Grenze einer Strafe nicht überschreiten, die den Gegner nicht vernichtet, sondern erziehen will.

Das ist eigentlich alles ganz selbstverständlich, lauter moralische und politische Gemeinplätze. Aber es scheint, daß selbst diese heute vergessen sind. Eine ganz andere Frage ist natürlich: was soll geschehen? Was soll die eigentliche Strafe sein? Das weiß ich nicht, und brauche es auch nicht

<sup>1)</sup> Paul, S. 135.

zu wissen, kann aber mit dem vorher gesagten trotz dieser Unwissenheit dennoch recht haben gegenüber von manchen, die sich jetzt aufs hohe Ross der realpolitischen Kennererschaft setzen.

Eine weniger aktuelle Frage, die mit der Fürsorge für die Eingeborenen im Zusammenhang steht, ist die Schonung ihrer berechtigten nationalen Eigenart. Hier haben wir Deutschen auch in der Politik vor den meisten anderen Völkern das Verständnis für fremde Eigenart voraus, und eigentliche Sünden kann man unserer freilich noch recht jungen Kolonialpolitik auf diesem Gebiet nicht nachsagen. Eher möchte man der Mission manchmal etwas mehr Weitherzigkeit wünschen: für den unbeteiligten Zuschauer will es doch manchmal scheinen, als ob die katholische Duldsamkeit gegen Volksitten, auch wo sie mit dem Heidentum in direkter Beziehung stehen, doch auch etwas für sich hätte gegenüber dem schroffen Abolitionismus mancher evangelischen Missionen. Und ich gestehe, daß mir auch während der praktischen Missionsarbeit in Ostasien solche Bedenken gekommen sind. Ob es z. B. wirklich so ganz unchristlich wäre, den Ostasiaten ihre Ahnentafeln zu lassen, wenn man oben drauf ein Kreuz malt, und dann zu warten, bis das weß gewordene Blatt von selbst abfällt? Ich wähle mit Absicht einen recht trassen Fall, um deutlich zu machen, was ich meine. Aber allerdings, diese Fragen sind niemals allgemein zu lösen, sondern immer nur von Fall zu Fall, von Land zu Land und von Volk zu Volk: hier kann niemand mitreden, niemand die richtige Mitte zwischen Zartheit und Schroffheit finden als die Sachverständigen, und sachverständig ist da ausschließlich der Missionsarbeiter an Ort und Stelle und etwa noch die Tradition, die sich in seiner Missionsgesellschaft gebildet hat.

Aber das gibt doch zu denken: daß den weniger eng mit der Religion zusammenhängenden Volksitten gegenüber die Praxis der evangelischen Missionen mit den Jahren immer milder geworden ist.<sup>1)</sup> Dies gilt, nur ein Beispiel zu wählen, von der Polygamie, und zwar nicht bloß, weil hier in manchen Missionen die allzustrenge Auffassung des Alten Testaments einige seltsame Schwierigkeiten macht, sondern aus rein praktischen Erwägungen heraus, da man immer mehr zu der Einsicht kommt, daß lang eingewurzelte Volksitten auch nur langsam ent wurzelt werden können. Man hilft sich da in der Mission durch allerlei kleine Mittel. Man gestattet keinem Getauften eine zweite oder weitere Ehe, man erklärt die Vielweiberei für das kirchlich Minderwertige, indem man einen Polygamisten zu keinem Gemeindeamt zuläßt, man verlangt selbstverständlich von dem eingeborenen Prediger oder Gehilfen die Einhe — aber man verweigert einem Polygamisten die Taufe nicht aus dem bloßen Grunde, daß er als Heide mehrere Frauen genommen hat und jetzt noch mit ihnen lebt. Kurz man geht jetzt von der gesunden Anschauung aus, die Faber klassisch formuliert hat: Will man die Volksitten befehren, so muß der Volksgeist erst befehrt werden.<sup>2)</sup> Ich meine, mit einer so wenig einseitigen und vernünftig auf die einmal gegebene Lage eingehenden Mission kann der Politiker wohl Hand in Hand gehen, besonders wenn er besonnen genug ist, auf den Rat der besten, ja wohl meist der einzigen Kenner des Landes und Volkes zu hören, die es gibt: auf die Missionare. Und auch ein erfahrener Politiker braucht sich nicht zu scheuen, in solchen schwierigen Fragen von der evangelischen Mission zu lernen, die ihre Probleme so klar

<sup>1)</sup> Warner, Missionslehre 3, 1, 297.

<sup>2)</sup> A. M. 3. 1884, 14.

erkennt und so scharf formuliert, wie das derselbe Fieber, einer ihrer größten und bedeutendsten Vertreter, schon vor zwanzig Jahren getan hat: „Das Hauptmissionsproblem besteht darin, ob eine Kirche ihre bestehende Eigentümlichkeit in Sitten und Gebräuchen als unabänderliche Norm aufrecht erhält und aus den Völkern nur einzelne Splitter sich assimiliert, — oder ob die Kirche, die Mission treibt, je nach Umständen miteintritt in einen neuen Prozeß der Selbstgestaltung des christlichen Glaubenslebens unter anderen Völkern“.<sup>1)</sup>

### Der Kampf gegen die Unsitlichkeit.

Ein Problem bleibt nun noch zu behandeln übrig, von dem es eigentlich eine Schande ist, daß man ihm überhaupt ein besonderes Kapitel widmen muß, das aber leider mit einem so weit verbreiteten Uebel zu tun hat, daß man es nicht umgehen kann. Das ist die Bekämpfung der Unsitlichkeit der Kolonisten.

Ich will nicht unbillig sein: dafür möge man mir aber auch erlauben, kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Wir alle wissen — auch wenn wir so tun, als wüßten wirs nicht, — wie es mit der geschlechtlichen Sittlichkeit unserer jungen Männer zu Hause steht. Sicher gibt es nur wenige, ganz wenige, die sich bis zur Ehe rein erhalten. Es ist ein durchaus berechtigter Standpunkt, und es entspricht vollkommen dem sittlichen und religiösen Ideal des Christentums, wenn man dies jedem einzelnen zum persönlichen Vorwurf macht, und von jedem einzelnen unbedingte Reinheit verlangt. Man wird aber auch, ohne daß man fürchten muß, mißverstanden zu werden, dem Einzelnen mildernde Umstände zubilligen dürfen. Einmal weil, wenigstens bei den gebildeten Ständen, die äußere Möglichkeit eine Ehe zu schließen zeitlich von dem Eintritt der geschlechtlichen Reife immer weiter wegrückt, und sodann, was noch mehr ins Gewicht fällt, weil der Einzelne meist an seinen Freunden und Standesgenossen fast gar keinen Rückhalt findet. Denn, wer die Welt kennt, wie sie ist, weiß, daß es nur einen Stand gibt, bei dem solche Dinge von der Standesehre unbedingt verurteilt werden, den der Geistlichen. Dies darf man nicht vergessen, wenn man als Mitglied dieses Standes über solche Dinge — oder vielmehr über Menschen, die solche Dinge tun, — urteilt: jene jungen Männer haben außer ihrem persönlichen Empfinden gar keinen Schutz, ja meist wird der „keusche Joseph“ mit einem aus Abneigung und Geringschätzung gemischten Urteil — verurteilt. Man braucht da gar keinen Stand besonders zu brandmarken, sie sind im wesentlichen alle gleich, und die Wahrheit ihres ständischen Urteils stuft sich höchstens nach dem Grad des Entgegenkommens ab, das sie beim weiblichen Geschlecht finden, wo denn wohl der Student und der jüngere Offizier die leichtesten Siege erringen, aber auch am leichtesten besiegt werden; doch werden beide es dem jungen Kaufmann nicht allzuweit zubortun.

Man denke sich nun diese Männer in der Vollkraft der Jugend hinaus versetzt in die kolonialen Verhältnisse. Dort fehlt ihnen vor allem eines, was vielleicht zu Hause noch einen gewissen Zügel anlegte: die öffentliche Sitte. In unseren besseren Familien — ich meine, besser der sittlichen Haltung nach — wird doch nicht immer bloß so getan, als wüßte man diese Dinge nicht, sondern in vielen solcher Familien darf ein junger

<sup>1)</sup> A.M.Z. 1884, 70.

Mann nur dann verkehren, wenn sein Lebenswandel äußerlich geordnet verläuft und seine Sünden mindestens mit dem Mantel der Verborgenheit bedeckt bleiben. Das fällt draußen ganz weg. Erstens sind sehr wenig solche Familien da, zweitens sind solche Zensuren in Kolonien unmöglich, einfach deshalb, weil die Familien sonst überhaupt mit keinem Unverheirateten verkehren könnten — einzelne verschwindende Ausnahmen abgerechnet. Wer mir da widersprechen will, dem darf ich bloß antworten, daß ich sechs Jahre in Ostasien gelebt habe: wenn er dann überhaupt in dieser Frage mitreden kann, so wird sein Widerspruch verstummen. Drittens fällt für den jungen Mann auch in den allermeisten Fällen die Gelegenheit weg, überhaupt einen anständigen Verkehr mit jüngeren, unverheirateten Gliedern des weiblichen Geschlechts zu pflegen: denn solche gibt es nicht, oder in ganz verschwindender Minderheit, und alle die edlen Verhältnisse, die wohl das wichtigste und oft genug das einzige Mittel zur Bewahrung der eigenen Keuschheit sind, fallen also ebenfalls weg.

An die Stelle von all dem aber, was draußen wegfällt, tritt die Verführung, die das Kolonialleben bietet. Alle tun es, es geschieht ganz öffentlich, die Damen wissen darum, auch wenn sie — hoffentlich! — nicht drüber reden: und die Gelegenheit ist günstig, so günstig, so angenehm, so verführerisch wie selten zu Hause. Schon der Anblick der halb entblößten Körper der eingeborenen Mädchen, die ja oft trotz ihrer anderen Farbe von hoher Schönheit mindestens im Körperbau sein können, wirkt mit der Macht einer fortgesetzten Suggestion auf das Auge des Europäers, vor allem das des Nordländers. Nimmt man dazu noch das gewiß weitgehende Entgegenkommen, das die Eingeborenen in diesem Stück dem Europäer entgegenbringen, die Annehmlichkeiten, die ein mit sehr euphemistischem Ausdruck Zeitehe genanntes Verhältnis auch für die eigene Wirtschaft bietet: nimmt man das alles zusammen und urteilt unbefangen als Mensch, so wird man nicht leicht geneigt sein, diese jungen Leute, die in all ihrem sonstigen Betragen tadellose Ehreumänner sind — ich rede jetzt nur von solchen — rundweg für verwerfliche Subjekte zu erklären. Und jedenfalls, so viel ist sicher: so lange von ihnen nicht Zwang oder Gewalt gegen die Frauen oder Mädchen der Eingeborenen angewandt werden, so lange hat keine Regierung ein Mittel, derartige Dinge zu verhindern -- hat sie es doch nicht einmal bei uns in den heimischen Verhältnissen!

Und dennoch kann die Sache unmöglich so bleiben wie sie ist, denn sie bildet einen solchen Schandfleck für unsere Kultur, für die Ehre der weißen Rasse überhaupt, daß man unmöglich mit gefalteten oder gerungenen Händen tatlos daneben stehen bleiben darf.

Für die jungen Männer draußen gibt es zunächst nur ein Mittel, um bessere Zustände wenigstens möglich zu machen: man muß dem Mangel an weißen Frauen abhelfen. Es ist dazu schon ein höchst vernünftiger Anfang gemacht worden. Der deutsche Farmer oder Händler draußen ist an jedem einigermaßen tüchtigen und annehmbaren deutschen Mädchen so froh, daß diese, wenn sie ankommen, in aller kürzester Zeit verlobt und verheiratet sind. Und unsere Mädchen aus dem einfachen Bürgerstand sind gar nicht so zimperlich, daß sie darin etwas Schimpfliches erblicken, mit vorläufiger fester Anstellung in eine Kolonie zu gehen, um dort einen Mann zu finden. Wer dazu zu fein ist, der kann man es ja gewiß nicht übel nehmen, sie bleibt eben zu Hause und sucht dort auf ihre Weise einen Mann oder wartet, bis einer kommt. Viele unter den Farmern oder

Händlern empfinden es doch selbst, daß das Leben mit einer Eingeborenen den Europäer „verkaffert“, wie man bezeichnend sagt; und viele, die besseren sicherlich, würden sofort das Verhältnis, in dem sie leben, aufgeben und eine anständige Ehe mit einem weißen Mädchen eingehen — wenn nur eines zu finden wäre. Mit diesem einfachen Mittel könnte gewiß schon vielen geholfen werden, und es ist dringend zu wünschen, daß der gute Anfang fortgesetzt wird.

Anderß steht es bei den Offizieren und Beamten. Für diese würden die hinausgeschickten Mädchen in den meisten Fällen keine standesgemäße Partie sein, vor allem deshalb nicht, weil die Männer stets nach einigen Jahren wieder in die Heimat zurückkehren. Hier kann man aber auch direktere Mittel anwenden. Und es ist dringend zu wünschen, daß die Regierung diese Mittel ergreift. Außerordentliche Notstände erfordern außerordentliche Mittel, und es ist ein zum Himmel schreiender Notstand, daß die als Repräsentanten unserer deutschen Regierung unter den Eingeborenen wirkenden Männer — mit wenigen umso rühmlicheren Ausnahmen — in diesen Dingen im allerwörtlichsten Sinn sich mit den Eingeborenen „gemein machen“. Nach dem, was ich im Eingang dieses Kapitels gesagt, wird man mir zutrauen, daß ich jedem einzelnen mildernde Umstände zubillige, aber das Ganze ist und bleibt ein öffentlicher Skandal und es muß hier Wandel geschafft werden. Und wie leicht hätte es die Regierung, die ja ihre Leute so vollständig in der Hand hat! Sie könnte entweder nur Verheiratete hinaus schicken, müßte diese aber natürlich gut bezahlen: ganz wie die Missionen es längst tun, könnte man dem Verheirateten ein entsprechend höheres Gehalt oder eine Gehaltszulage geben. Bei Unverheirateten aber müßte und könnte die Regierung dann mit unnachlässlicher Strenge einschreiten und jede Unsitlichkeit mit eingeborenen Weibern bestrafen. Wer sich nicht halten kann, der soll wegbleiben oder er wird entlassen. Man brauchte durchaus keinen öffentlichen Skandal zu machen, noch weniger entehrende Strafen auf Uebertretungen dieser Vorschrift zu setzen, man braucht auch gar keine moralischen Gründe oder Vorwürfe, sondern man handelt einfach sachlich im Interesse des Staatswohls: wer nicht genügend Selbstbeherrschung besitzt, der taugt einfach für diesen Posten nicht: daheim mag er vortrefflich brauchbar sein. Warum könnte man nicht, wie viele Studentenverbindungen das tun, dem Mann einfach sein Ehrenwort abverlangen — bei Leibe nicht etwa, daß er sich nicht vergeht, aber daß er, wenn er sich vergangen hat, sofort seine Entlassung aus dem Kolonialdienst nachsucht, die ihm ohne jede Mühe oder Infamie gewährt wird und ihn an keiner Anstellung zu Hause hindert? Es gibt ja doch für jede Entlassung „Gesundheitsgründe“, und man brauchte ja nur wenig zu lächeln, wenn es hieße: Der Herr Leutnant oder der Herr Assessor könne das koloniale Klima nicht vertragen.

Das Klima, — das ist ja die Entschuldigung für alles, was drüben geschieht. Auch hier ist zunächst zuzugeben, daß unbedingt etwas daran wahr ist, daß das heiße Klima den Nordeuropäer teils erschläft, teils reizbar, teils beides zugleich macht. Aber der berüchtigte *Tropenkoller* ist nicht aus dem Klima zu erklären, sondern ganz einfach aus dem Alkohol.<sup>1)</sup> Tropenkoller heißt auf deutsch: mangelnde Selbstbeherrschung — der Mangel ist entweder ein schon mitgebrachter, wie bei dem Prin-

<sup>1)</sup> Dr. med. Menze, Tropische Gesundheitslehre und Heilkunde 1902, 227.

gen Arenberg, diesem „Musterbild eines Entarteten, der gar kein Verständnis hat für das, was sittlich ist und heißt“, wie das Sachverständigen-Gutachten über ihn lautete<sup>1)</sup> — oder er ist draußen verschuldet durch übermäßigen Alkoholgenuß. Die Leute, die den Tropenkoller kriegen, wären auch vor einem Polarkoller nicht sicher — wobei wieder zugegeben werden soll, daß das Klima insofern an der Sache mitbeteiligt ist, als es die Fähigkeit des Körpers und des Geistes vermindert, den Alkohol zu „vertragen“. Aber die Schuld liegt doch ausschließlich beim Menschen, der sich eben in Gottes Namen nach dem Klima richten muß, er, der sogenannte Herr der Schöpfung. In diesem Zustand kommen dann jene gräulichen und abscheulichen Dinge vor, die den Europäer auf die Stufe des Asiaten erniedrigen, die Verbindung von Ausschweifung und Grausamkeit, wohl das Schenßlichste, was es gibt.

Eine ganz einfache Frage genügt, um dem einfältigen Gerede vom Tropenkoller den Garauß zu machen: Warum kriegen denn die Missionare keinen Tropenkoller? Auch hier will ich gerne zugeben, daß der Missionar in seiner Religiosität und in der beim geistlichen Stand selbstverständlich auf unbedingte Reinheit dringenden Staudeschre einen viel stärkeren Sakt besitzt als andere, wobei man die Gewißheit sofortiger Entlassung mit Schimpf und Schande ganz außer Betracht lassen kann — aber die wichtigste Antwort auf die Frage, warum er keinen Tropenkoller kriegt, heißt doch einfach: weil er nüchtern lebt.

### III. Die Sonderstellung des Missionars.

Damit sind wir schon bei dem letzten Kapitel angelangt, bei der besonderen Stellung des Missionars. Ich hege den lebhaften Wunsch, es möchte mir gelungen sein, aus all dem bisherigen als natürliche Folgerung von selbst hervortreten zu lassen, daß der Missionar als solcher eine eigentümliche Sonderstellung in der Kolonie einnimmt. Ich widerspreche damit ausdrücklich dem, was der Reichskanzler Graf Bülow am 9. Mai 1904 im deutschen Reichstag gesagt hat: „In dem uns in Südwestafrika aufgedrungenen Kampfe ist der Platz der Missionare an der Seite ihrer Landsleute. Ich kann ihnen weder das Recht der Neutralität zwischen Deutschen und Hereros einräumen, noch das Amt eines Anklägers oder Richters zugestehen.“

Genau das Gegenteil ist richtig. Und zwar geht das, wie ich meine, aus jedem einzelnen der bisherigen Kapitel dieses Schriftchens hervor. Aber ehe ich den Beweis antrete, will ich erst zwei Autoritäten anführen. Die bereits gegen den Reichskanzler entschieden hatten, ehe er diese Worte sprach, und zwar sind das die allermaßgebendsten Autoritäten, denen niemand Sachkenntnis und Unbefangenheit abstreiten wird. Es sind nämlich die beiden jetzt in Deutsch-Südwestafrika streitenden Parteien selbst, jede durch eine hervorragende Persönlichkeit vertreten.

S a m u e l M a h a r e r o, der Oberhäuptling der Herero, erließ am 11. Januar 1904 an alle Großleute seines Landes einen Brief, in dem er ausdrücklich schreibt: „Ich habe ein Geßez erlassen und ein rechtes Wort und bestimme es für alle meine Leute, daß sie nicht ihre Hände legen an

<sup>1)</sup> Horbach, Reichskanzler, Missionar und Herero-Aufstand. Bonn, Schergens 1904, S. 25.

folgende: nämlich Missionare, Engländer, Bastards, Bergdamara, Nama, Buren. An diese alle legen wir unsere Hände nicht, tut diese Sache nicht.“<sup>1)</sup>

Meine andere Autorität ist der stellvertretende Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika, der Oberrichter R i c h t e r. Als Missionar Wandres beim Ausbruch des Kampfes sich in Windhuk dem Chefarzt zur Verfügung stellte, erhielt er von dem Oberrichter den Bescheid: „Sie haben ihr Amt, Sie sind auch momentan Seelsorger der Weißen. Außerdem lege ich sehr viel Gewicht darauf, daß die Eingeborenen hier am Plage sich ruhig verhalten. Gebrauchen Sie hierzu ihren Einfluß.“<sup>2)</sup>

Also die zwei berufensten Richter über Neutralität, die Kämpfer selbst, widersprechen dem Votum des Reichskanzlers: Die Herero erklären ausdrücklich und an erster Stelle die Missionare für neutral, und der stellvertretende Gouverneur der Deutschen erklärt für den naturgemäßen Platz der Missionare nicht den an der Seite ihrer Landsleute, sondern den bei den Herero, weil die Missionare die einzigen sind, die vielleicht auf sie Einfluß haben. Klassischer kann die Neutralität nicht ausgesprochen werden.

Aber sie liegt in der Natur der Sache. Denn der Missionar hat wirklich in allem eine Sonderstellung.

Schon beim „Tropenkoller“ haben wir an sie gerührt. Der Missionar ist, Gott sei's geklagt, wohl meist der einzige, der sich in all den Versuchungen des Koloniallebens von geschlechtlicher Unsitlichkeit rein erhält. Einzelne rühdige Schafe mögen wie überall, so auch hier sich finden; aber wenn irgendwo, so gilt hier das Wort, daß die Ausnahme gerade die Regel bestätigt, weil sie als seltene und auffallende Ausnahme empfunden wird. Selbstverständlich gebietet die Gerechtigkeit auch hier, daß man unterscheidet zwischen verheirateten und unverheirateten Missionaren. Nur die letzteren natürlich können mit den unverheirateten Kaufleuten und Farmern, Beamten und Offizieren verglichen werden: nur sie, sie aber auch vollkommen, sind der lebende Beweis, daß Reinheit auch unter den erschwertesten Bedingungen und den größten Versuchungen möglich ist. Und dieses Beispiel bleibt in seiner ganzen Schönheit bestehen, auch wenn man die Erleichterung, die in ihrem Stand liegt, und die Erschwerung, die in der wenigstens in diesem Punkt völlig verjagenden Standesehre der andern begründet ist, auf die beiden Wagsschalen verteilt. Es muß aber ausgesprochen werden: ein gut Teil des Hasses, der dem Missionar von so vielen seiner Landsleute gewidmet wird — am meisten aber dem deutschen Missionar von seinen deutschen Landsleuten — erklärt sich hieraus: der Missionar bildet mit seinem Lebenswandel einen beständigen stillen Vorwurf für die übrigen.

Ebenso deutlich würde die Sonderstellung des Missionars hervortreten, wenn wir die andern Kapitel der Reihe nach darauf hin durchnähmen. Aber statt dies in pedantischer Weise zu tun, will ich lieber diese Stellung zusammenfassend beschreiben:

<sup>1)</sup> Rheinische Missionsberichte 1904, S. 148. Diese Wätter sind das authentischste, was es über die ganze Aufstandsgeschichte gibt und für jeden, der sich an den Quellen orientieren will, unentbehrlich. Wer die dort enthaltenen Berichte der Missionare nicht kennt, der darf überhaupt gar nicht mitreden. Sie sind im Varmer Missionshaus, oder bei Ballmann in Leipzig oder durch Postbestellung zu haben. 12 Hefte Mk. 1.75. Der Hauptinhalt, soweit er den Aufstand betrifft, ist auch in einer gesonderten Serie von bis jetzt 4 Heften zu 20 Bfg. zu haben: „Die Rheinische Mission und der Herero-Aufstand“ (Barmen, Missionshaus).

<sup>2)</sup> Ebendort 1904, 112.

Der Missionar unterscheidet sich von dem Ansiedler dadurch, daß er nicht hinausgegangen ist, etwas zu holen, sondern einzig und allein, um etwas zu bringen. Darauf, daß der Missionar für seine Arbeit ein Gehalt bezieht, sollte man sich nicht berufen, um diesen Satz zu bestreiten. Leben muß auch er; neben seinem Beruf noch extra sein Brot verdienen, kann er nicht, und sein Gehalt ist, mindestens in deutschen Missionsgesellschaften, so klein, daß kein Ansiedler darum arbeiten würde. Der Missionar — vorausgesetzt, daß er kein elender Mietling ist, aber solche kann es nicht viel geben — ist der einzig Selbstlose unter denen, die in der Kolonie ihre Heimat suchen. Damit soll den anderen nicht der geringste Vorwurf gemacht werden; das gehört einfach zu seinem Beruf — sonst wäre er nicht Missionar, gerade wie zu ihrem Beruf ein gesunder Erwerbssinn gehört — sonst wären sie nicht Ansiedler.

Von dem Beamten aber, den man ja sonst wohl mit ihm auf eine Stufe stellen könnte — denn auch er ist ein Kulturträger in der Kolonie, wenn er sein Amt auch nur ein wenig ideal auffaßt und nicht bloß des Sportes oder der Auslandszulage oder der Weiber wegen hinausgeht — von dem Beamten unterscheidet den Missionar in den meisten Fällen der Umstand, daß er sein ganzes Leben dem Beruf in der Kolonie weihet, während der Beamte von vornherein nur auf bestimmte Zeit hinausgeht — woraus ihm ebenfalls nicht der geringste Vorwurf gemacht werden soll, obgleich die Tatsache, daß es so ist, der Kolonie keineswegs zum Vorteil gereicht.

Auf der anderen Seite — damit wiederhole ich zusammenfassend schon Gesagtes — steht der Missionar, gerade entgegen der Auffassung des Reichskanzlers, in einer sehr eigentümlichen Mittelstellung zwischen seinen Landsleuten und den Eingeborenen. Er steht durch sein Amt und durch den Zweck, den er verfolgt, den Eingeborenen eigentlich näher als den Weißen. Er ist der geborene Anwalt der Eingeborenen. Er ist rein und ausschließlich auf ihre geistige, sittliche und religiöse Hebung bedacht, er will nicht irgend einen Nutzen von ihnen, wie der Ansiedler, er hat aber auch nicht irgendwelche Autorität, wie der Beamte. Wenn er herrscht — und das muß er natürlich — so herrscht er im wörtlichen Sinn durch Dienen. Er kann sich deshalb unmöglich solidarisch fühlen mit seinen Landsleuten oder mit der Regierung. Er muß die Wunden heilen, die jene — unberechtigter oder berechtigter Weise — geschlagen haben. Er muß das Vertrauen der Eingeborenen besitzen, ohne das kann er überhaupt nicht arbeiten — und darum muß er der Politik wie dem Erwerbssinn seiner Landsleute gegenüber einigermaßen unabhängig dastehen.

Das sind feine und verwickelte Sachen, die natürlich der Durchschnittszeitungsschreiber nicht versteht, die aber auch einem gänzlich außerhalb der praktischen Arbeit in den Kolonien stehenden Gebildeten nicht leicht von selbst aufgehen und einem Beamten am allerwenigsten. Es läßt sich keine Formel dafür ausdenken, kein Schema, nach dem die Sache behandelt wird. Es ist in gewissem Sinn ein unlösbares Problem und kann immer nur praktisch und immer nur annähernd gelöst werden. Denn es ist mit einem Wort das Problem, wie sich die Religion zu Staat und Kultur verhält. Schon in unseren sozialen Kämpfen wird es höchst schwierig, wie ein Geistlicher, der geborene Anwalt der Schwachen und Unterdrückten, sich zu den kämpfenden Parteien stellen soll, um so mehr, als

er heute auf der einen Seite nicht mehr rein als Beamter sich fühlen kann, wie in der guten alten Zeit, oder auch als Stütze des Bestehenden, wie das so oft von ihm verlangt oder ihm vorgeworfen wird, auf der andern Seite aber auch nicht mehr z. B. bei jedem Streif ohne weiteres die Arbeiter als die „Schwachen und Unterdrückten“ ansehen kann. Noch viel offener tritt diese Schwierigkeit in der Stellung des Missionars hervor, in einer Kolonie, wo es sich wirklich um Unterdrücker, die Weißen, und Unterdrückte, die Eingeborenen, handelt. Auch hier soll das Wort „Unterdrücker“ gar kein Vorwurf sein, wir wollen die politische Notwendigkeit und Rechtmäßigkeit der Sache jetzt vollständig gelten lassen: aber Tatsache ist es, daß der Weiße als „Unterdrücker“ des Farbigen gekommen ist. Man wird von dem Missionar ohne weiteres verlangen dürfen, daß er diese Lage als gegeben hinnimmt und sie, so gut er kann, seinen Pflegebefohlenen als geschichtlich notwendig oder als gottgewollt darstellt, wie er das nun ausdrücken will: aber daß er in dieser Stellung ein doppelt scharfes Gefühl für jeden Mißbrauch dieser Herrschaft hat, ist natürlich, und jede Zumutung, nun auch den Mißbrauch als „gottgewollt“ darzustellen, muß er entriistet abweisen.

Es werden da gewiß von den Missionaren viele Fehler gemacht. Der Radikalismus, der im Christentum liegt, ist, man mag sich dagegen sträuben oder nicht, doch in Wirklichkeit der Vater des Gedankens auch der revolutionären „Gleichheit der Menschen“. Daß alle Menschen gleich sind vor Gott, daß vor ihm kein Ansehen der Person und der Rasse gilt — das ist der Grundton unserer christlichen Ueberzeugung. Nur zu leicht wird aber daraus, sei es im Herzen des menschenfreundlichen Missionars, sei es im Kopf des christianisierten Wilden, der Gedanke, daß alle Menschen überhaupt gleich seien. Das ist aber erstens nicht wahr, und zweitens beruht die Besitzergreifung wie der Bestand der ganzen Kolonie auf der Annahme, daß das Gegenteil wahr ist, daß nämlich wir Weißen — mindestens jetzt und für die nächste absehbare Zeit — zur Herrschaft über die anderen Rassen bestimmt und berechtigt sind, daß der Farbige eine untergeordnete Rasse darstellt, zunächst einfach, weil er farbig ist. Rasse hieß bei den alten Indern „Farbe“, und Farbe ist der äußere Ausdruck der Rasse.

Der Begriff der Rasse hat aber freilich in der Theologie bis jetzt noch kein Bürgerrecht gefunden: wir Theologen sträuben uns am stärksten dagegen, seine Realität anzuerkennen; und zwar wohl deshalb, weil wir, wenn wir ihn übernahmen, viele unserer absolut aufgestellten Forderungen und Behauptungen ermäßigen und zu relativen herabsetzen müßten.

Ich gebe ohne weiteres zu, daß die Haltung der Missionare in dieser Frage gewiß oft nicht die nach Lage der Dinge in Kolonialwesen einzig mögliche und praktische ist. Ja ich halte es für einen gutgemeinten, aber trotzdem wirklichen und schädlichen Irrtum des Missionars, wenn er diese tatsächliche Ungleichheit der Rassen an menschlichem Wert — nicht vor Gott, aber auf Erden — außer Acht läßt. Auf der anderen Seite ist aber jeder Mißbrauch der Herrscherstellung seines weißen Landsmannes für den Missionar etwas so Bedrückendes, daß er sich seinen Pflegebefohlenen gegenüber gar nicht anders helfen kann, als durch ausdrückliche Mißbilligung dieses Treibens. Und das bringt ihn dann natürlich immer mehr in die Sonderstellung hinein, daß er sich innerlich und äußerlich möglichst wenig zu jenen rechnet: daß er den „Regern ein Reges wird“ wie der größte aller Missionare, Paulus, es ausgedrückt hat.

Aus dem Gesagten wird nun deutlich hervorgehen, was ich meine. Ich behaupte, und meine ganzen Ausführungen haben von voruberein den Zweck, das zu beweisen: daß der Missionar in jeder Weise eine Sonderstellung zwischen den Weißen und den Eingeborenen einnimmt.

Das politische Radikalmittel, diese Schwierigkeit zu lösen, wäre die Herausnahme des Missionars aus dem Bürgerrecht des Heimatstaates — das würde seine Stellung auch äußerlich scharf bezeichnen. Aber dies ist schon in unabhängigen Ländern, wie etwa in China, unmöglich: es ist für eine politische Macht undenkbar, auf den Schutz der ihr durch Geburt und Nationalität angehörigen Personen zu verzichten, denn in ihnen wird, politisch betrachtet, immer sie selbst verlegt. Das Verlangen der Franzosen, die Schutzmacht über alle katholischen Missionare auszuüben, enthält rein logisch genommen diesen ganz richtigen Gedanken der Scheidung zwischen Religion und Politik, ist aber erstens dadurch, daß die Mehrzahl der katholischen Missionare der Nationalität nach selber Franzosen sind, doch wieder in sich unlogisch und enthält zweitens eine so grenzenlose politische Anmaßung aus der hoffentlich endgiltig vergangenen Zeit französischer Uebermacht in Europa, daß kein Staat, der auf Ehre hält, sich ihr fügen kann.

Es bleibt also, da diese Lösung unmöglich ist, überhaupt keine übrig, wenigstens keine glatte und endgiltige. Aber es ist doch möglich — schon die jetzt anderthalb Jahrhunderte bestehende Tatsache der Mission in den englischen Kolonien beweist es — daß beides zusammengeht, freilich nur so wie im praktischen Leben die Gegensätze zusammen bestehen können. Lebendige Persönlichkeiten sind es, die auch das Entgegengesetzte vereinigen, denn Leben ist fortwährendes Ueberwinden der Gegensätze zu höherer Einheit. Die notwendig zu schließenden Kompromisse werden immer aufs neue strittig werden, jede der beiden Parteien muß sich sorgfältig hüten, sich und ihre Eigenart dabei zu kompromittieren. Aber möglich ist die Vereinigung, so gut als Kopf und Herz sich einigen können.

Die Mission ist das warme Herz: sie wird immer durch ihre Sympathie auf der Seite der schwächeren Eingeborenen stehen und so lang diese einen Anwalt brauchen, dieser Anwalt sein. Ihr ist von dem großen Begründer der Mission, dem Apostel Paulus, als unvergängliche Lösung das Wort mitgegeben worden: „Den Juden bin ich geworden als ein Jude, den Griechen als ein Grieche, um alle zu gewinnen“.

Die Politik ist der kühle Kopf, der nicht alles ausführen kann, was das warme Herz verlangt. Aber auch sie kann sich, wenn sie ihre Aufgabe in hohem Sinn erfakt, der Erwägung nicht verschließen, daß das Reich Gottes größer ist als das deutsche Reich. Wenn wir uns das Recht nehmen, neue Länder, ohne ihre Bewohner zu fragen, für das deutsche Reich zu besetzen, so muß unsere Kolonialpolitik auch dazu helfen wollen, daß sie Provinzen des Reiches Gottes auf Erden werden. Und den Eingeborenen gegenüber darf der Politiker nicht vergessen, daß auch sie Kinder — vielleicht noch erziehungsbedürftige und von uns zu erziehende, im Notfall zu strafende — aber doch immer Kinder desselben himmlischen Vaters sind wie wir, und daß wir ihnen gegenüber dieselben Pflichten erfüllen müssen, wie ein älterer Bruder gegen seine jüngeren Geschwister.

Dann wird Friede und Freundschaft sein zwischen Politik und Mission.

## Erste Flugschriften-Reihe des Allgem. evang.-prot. Missionsvereins.

- I. Schmiedel, Otto, Pfarrer und Missionar. Eine Woche in der japanischen Christengemeinde zu Tokyo. Mit 2 Tafeln: Abbildungen von Kirche und Pfarrhaus. 4. Aufl.
- II. Schmiedel, Otto, Pfarrer und Missionar. Kultur- und Missionsbilder aus Japan. 2. Aufl.
- III. Munzinger, Karl, Pfarrer und Missionar. Aus dem Lande der aufgehenden Sonne. Mit 1 Abbildung. 2. Auflage.
- IV. Lipsius, D. Richard Adelbert, Geh. Kirchenrat Prof. Unsere Aufgabe in Ostasien. Mit einem Lebensbilde des Verfassers von Prediger D. Paul Kirmh. Mit 1 Abbildung: Richard Adelbert Lipsius. 2. Aufl.
- V. Kranz, Paul, Pfarrer und Missionar. Eine Missionsreise auf dem Yang tze kiang in China im Mai 1894. Mit einer Abbildung und einer Kartenskizze. 2. Aufl. [Vergriffen.]
- VI. Faber, Ernst, Missionar Dr. theol. China in historischer Beleuchtung. Eine Denkschrift zu seinem 30jährigen Dienstjubiläum als Missionar in China. Mit einer Abbildung. 2. Aufl. (Doppelflugschrift.)
- VII. Schmiedel, Otto, Pfarrer und Missionar. Was lehrt und lernt der Missionar in Japan? Mit 2 Abbildungen.
- VIII. Kranz, Paul, Pfarrer und Missionar. Die Welterslönnngsreligion ist die Vollendung des Konfuzianismus. Mit einem Vorwort von Pred. D. Kind. Mit dem Original des chinesischen Textats.
- IX. Christlieb, Max, Pfarrer Dr. Die moderne Kultur und die Aufgabe der evangelischen Mission in Japan.
- X. Kranz, Paul, Pfarrer und Missionar. Die Missionspflicht des evangelischen Deutschland in China.

Diese Flugschriften kosten bei direktem Bezug vom Zentralbureau, Berlin W 8, Mohrenstr. 13/14, je 25 Pf., die Flugschrift Nr. 6 als Doppelflugschrift kostet 50 Pf.

## Zweite Flugschriften-Reihe des Allgem. evang.-prot. Missionsvereins.

- I. Heft. Kranz, Paul, Pfarrer und Missionar. D. Ernst Faber, ein Wortführer christlichen Glaubens und seine Werke. Mit einem Bilde D. Fabers. Brosch. 25 Pf.
- II. Heft. Faber, Ernst D. Theorie und Praxis eines protestantischen Missionars. Mit einem Vorwort von D. Aug. Kind. Brosch. 25 Pf.
- III. Heft. Schiller, Pfarrer und Missionar. Das heutige Japan und das Christentum. Brosch. 25 Pf.
- IV. Heft. Ostwald, Pfarrer und Missionar. Bunte Blätter aus Japan. Brosch. 25 Pf.

## Hirtentrufe.

Kleine Missionschriften des Allg. ev.-prot. Missionsvereins. Illustr. zu je 16 Seiten.  
I. Japanisches 1. — II. Chinesisches 1 (Kiantshou). — III. Japanisches 2 (Unsere Missionsarbeit in Japan). — IV. Chinesisches 2 (Evg. Gemeinde in Shanghai).  
Preis das Stück 5 Pf.

Diese 4 Nummern eignen sich vorzüglich zur Verteilung bei Missionsgottesdiensten und Missionsfeiern und tragen dazu bei, das Interesse für den Allg. ev.-prot. Missionsverein wie für die Mission im allgemeinen wach zu halten.

---

Der Bezug geschieht am schnellsten durch das Zentralbureau, Berlin W. 8, Mohrenstraße 13/14.



Der Allgemeine evangelisch-protestantische Verein nachdem er schon im Jahre 1883 durch vertrauliche Verhandlungen vorbereitet und ins Leben gerufen war, auf der Versammlung zu Weimar am 4. Juni 1884 begründet. Er hat folgende

§ 1. Der Allgemeine evangelisch-protestantische Verein hat zur Aufgabe die Verbreitung des Evangeliums Jesu Christi.

§ 2. Sein Zweck ist, christliche Religion und Kultur unter den nichtchristlichen Völkern auszubreiten in Anknüpfung an die bei diesen schon vorhandenen Wahrheits-elemente.

§ 3. Er sucht seine Aufgabe zu lösen:

- a) durch Bedeckung des Missionsinteresses in den weitesten Kreisen;
- b) durch Vereinigung aller derartigen, welche Mission treiben;
- c) durch Förderung des Studiums der nichtchristlichen Religionen;
- d) durch Anbahnung einer regeren Discussion der religiösen Ideen zwischen der Christenheit und der nichtchristlichen Welt, insbesondere den heidnischen Kulturvölkern;
- e) durch Ausweitung geeigneter Personalschichten zu nichtchristlichen Völkern;
- f) durch Unterstützung bereits bestehender Missionsunternehmungen;
- g) durch Förderung allgemeiner Kulturbestrebungen in der außereuropäischen Welt (Kolonisation, Erd- und Völkerkunde u. dergl.) und Pflege des christlichen Sinnes in den in derselben lebenden Glaubensgenossen.

§ 4. Mitglied des Vereins kann jeder werden, welcher die Statuten desselben anerkennt und einen jährlichen Beitrag leistet.

§ 5. Der Gesamtverein gliedert sich nach Ländern, Provinzen, Kantonen oder Reichstheilen in Hauptvereine, jeder Hauptverein nach Bedürfnis in Bezirks- und Lokalvereine. Der Gesamtverein hat seinen rechtlichen Sitz in der Stadt Weimar.

Protector des Vereins ist Se. königl. Hoheit Wilhelm Ernst, Großherzog von Sachsen.

Zentralvorstand: Ehren-Präsident Pfarrer D. Vnß in Glarus (Schweiz), Präsident Prediger D. Kind in Berlin, Vicepräsident Prediger D. Kirnß in Berlin, Amtgerichtsrat Adler in Plessburg, Amtsrichter Arndt in Groß-Lichterfelde bei Berlin, Professor D. Passermann in Heidelberg, Dean Wibel in Wiesbaden, Dean Wickes in Wachenheim a. S. (Pfalz), Oberstl.-Rat D. Ehlers in Frankfurt a. M., Professor Dr. Gerland in Straßburg, Professor D. Harnack in Blumendörf bei Berlin, Pfarrer Dr. Hering in Oberkloster bei Apolda, Professor D. Holzmann in Straßburg (Ehrenmitglied), Großkaufmann K. Illies in Falkenstein bei Blankeneß (Ehrenmitglied), Prof. D. Kesselring in Zürich (Ehrenmitglied), Pfarrer Landenauer in Gasteren (Schweiz), Prediger Lehmann in Berlin, Großkaufmann Phil. Lieder in Hamburg-Winterhude (Ehrenmitglied), Pastor D. Manhot in Hamburg-Hohenfelde, Pastor Lic. Dr. Meinde in Hamburg, Post. Dr. Renzel in Breslau, Professor D. Ripold in Jena (Ehrenmitglied), Vfr. Dr. Wüster in Zürich, Professor D. Wleiderer in Groß-Lichterfelde, Pfarrer D. Wade in Marburg i. S., Pfarrer Höhrich in Geuß (Ehrenmitglied), Professor Schmiedel in Wienach, Pfarrer Schönholzer in Zürich, Stadtpfarrer von Schoepffer in Mannheim, Kirchenrat Oberhofprediger D. Spinner in Weimar, Pfarrer Starck in Aresfeld, Pfarrer Weber in Zürich, Central-cassierer Ständesbeamter Ernst Stolze in Berlin. —

Die Beiträge der Zweigvereine und einzelne Gaben nimmt in Deutschland in Empfang der Generalcassiermeister für Deutschland Fabrikant Ernst Otto, Berlin O., Diercksstr. 6, in der Schweiz Hermann Speich Jenny in Glarus.

Anmeldungen zum Beitritt mit beliebigem Jahresbeitrag nehmen die Mitglieder des Zentralvorstandes, die Zweigvereinsvorstände und die Vertrauensmänner an.

Alle Zuschriften an den Zentralvorstand sind unter der Adresse des Predigers D. Kind, Berlin W., Kronenstr. 70, einzufenden.